Gegen den Tod

Stimmen deutscher Schriftsteller gegen die Atombombe

Gegen den Tod

Stimmen deutscher Schriftsteller gegen die Atombombe Karl Albrecht Günther Anders Stefan Andres Erich Arendt Hans Baumann Horst Bingel Heinrich Böll Bert Brecht Max Brod Hans Magnus Enzensberger Erich Fried Christian Geissler Oskar Maria Graf Martin Gregor-Dellin Hans Jürgen Heise Stephan Hermlin Peter Huchel Hans Henny Jahnn Karl-Heinz Jakobs Walter Jens Robert Jungk Marie-Luise Kaschnitz Gertrud von le Fort Ludwig Marcuse Günter Maschke Georg Maurer Dagmar Nick Gerhard Prager Rudolf Rolfs Nelly Sachs Paul Schallück Wilfrid Schilling Hansjörg Schmitthenner Albert Arnold Scholl Anna Seghers Kurt Sigel Günther Weisenborn Leo Weismantel Wolfgang Weyrauch Gabriele Wohmann Gerhard Zwerenz Arnold Zweig studio bibliothek

Gegen den Tod

Stimmen deutscher Schriftsteller gegen die Atombombe

studio bibliothek 1

studio bibliothek 1
herausgegeben im Auftrag des studio von
Bernward Vesper-Triangel
Redaktion: Gudrun Ensslin

(c) studio neue literatur gudrun ensslin, stuttgart-cannstatt
and by the autors
Buchausstattung: Peter Busch, Berlin
Druck: Buchdruckerei Wilhelm Böning, 289 Nordenham
Printed in Germany

in memoriam Hans Henny Jahnn

Prolog

I 1. 15 Günther Anders

Es wird nicht mehr lange dauern

I 2. 29 Erich Arendt
32 Albert Arnold Scholl
33 Karl-Heinz Jakobs
34 Georg Maurer

Test

I 3. 39 Anna Seghers
42 Hans Baumann
43 Horst Bingel
44 Stephan Hermlin
45 Wolfgang Weyrauch

Das vorgesehene Verrecken

I 4. 51 Karl Albrecht
52 Günter Maschke
53 Gerhard Prager
55 Hans-Magnus Enzensberger

Der Tag X

I 5. 61 Martin Gregor-Dellin
64 Oskar Maria Graf
67 Marie-Luise Kaschnitz
78 Günther Weisenborn

Heimsuchung

I 6. 85 Kurt Sigel
86 Nelly Sachs
87 Dagmar Nick
88 Erich Fried
89 Peter Huchel

Epilog

I 7. 93 Walter Jens

Abbau des Hasses

II 1. 103 Gabriele Wohmann
108 Hansjörg Schmitthenner
109 Max Brod
110 Ludwig Marcuse

Der Christ im Atomzeitalter

II 2. 115 Gertrud von le Fort
118 Stefan Andres
120 Heinrich Böll
122 Leo Weismantel

An die Völker

II 3. 131 Hans Henny Jahnn
134 Bert Brecht
135 Wilfrid Schilling
138 Hans Jürgen Heise
140 Arnold Zweig

Wettlauf mit dem Tode

II 4. 145 Paul Schallück
154 Rudolf Rolfs
159 Christian Geißler
166 Gerhard Zwerenz

Materialien

III 175 Prof. Dr. Harrison Brown

Nachwort

IIII 187 Robert Jungk

„Wir können nur warnen und immer wieder warnen, wir können in unserem Bemühen nicht erlahmen, den Völkern der Welt, zumal ihren Regierungen, das unerhörte Unglück bewußt zu machen, das sie mit aller Bestimmtheit heraufbeschwören, wenn sie ihre Haltung gegeneinander und ihre Auffassung von der Zukunft nicht grundlegend ändern."

Albert Einstein

„Es darf nicht sein, daß wir uns nicht beizeiten aufraffen und die Einsicht, den Ernst und den Mut aufbringen, der Bombe zu entsagen, um uns mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen."

Albert Schweitzer

„Es wird keinen Siegesruf geben, sondern nur das untröstbare Weinen der Menschheit, die verzweifelt die Katastrophe schauen wird, die sie ihrem eigenen Wahn zuschreiben muß."

Papst Pius XII

„Wir richten eine warmherzige Aufforderung, und einen evangelischen Aufruf an alle Verantwortlichen, daß sie aus der Atomwissenschaft und deren furchtbaren Verwendungsmöglichkeiten keine Gefahr für das menschliche Leben und kein Werkzeug der Unterdrückung und Zerstörung machen möge."

Papst Paul VI

1

In diesem Buch kommen die Schriftsteller zu Wort in einer Sache, die sie scheinbar nichts angeht.

Man kann erstens der einfachen Meinung sein: über Physik mögen die Physiker reden, über Politik die Politiker und über Poesie die Poeten.

Man kann zweitens argumentieren: Politik ist der Kampf der Mächte. Die Macht liegt nirgends in Händen der Schriftsteller. Es ist also nur unklug und unerfreulich, wenn sie räsonieren.

2

Erstens. „Jedes Handeln in dieser Zeit bewegt sich in der Spannung von Plan und Mensch" (C. F. von Weizsäcker). Der Schriftsteller steht – trotz allen Kalkuls – noch immer eindeutig auf der Seite des Menschen. Seine Arbeit bewegt sich in dem durch den Plan nicht erfaßbaren Raum.

Planer berechnen nach Megatoten die Opfer künftiger Kriege. Ein militanter Physiker plant das Leben ganzer Völker für Jahre unter die Erde zu verlegen. Man kalkuliert getreu die Strontiumablagerung in den Knochen ein, in der blinden Hoffnung, nach dreißig Jahren schon ein Mittel gegen die Schäden heutigen Versagens zu finden.

Eine Welt, in der vom Menschen nicht mehr die Rede ist, in der alle sittlichen, ethischen, humanen Bindungen fallen, wird zum riesigen Experimentierfeld weniger Mächtiger.

Gegenüber der mörderischen Strategie mag die Klage der Dichterin „O der weinenden Kinder Nacht" schwächlich erscheinen. Sie wird aber immer wieder gesprochen werden. Denn als die wortmächtigen Beschwörer des zarten, menschlichen, zerbrechlichen Lebens tragen die Schriftsteller eine große Verantwortung.

„Verantwortung des Menschen in der technischen Welt heißt also zum mindesten: er muß inmitten der Planung und der Apparate lernen, Mensch zu bleiben. Vielleicht muß er in ent-

scheidenden Punkten erst lernen, Mensch zu werden." (C. F. von Weizsäcker)

3

Zweitens. Der Schriftsteller, Bürger unter Bürgern eines Staates, scheint ohne jene Macht, die denjenigen gegeben ist, die die Führungspositionen der wirtschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen Institutionen innehaben. Außer durch seine Stimmabgabe bei der Wahl kann er – so scheint es weiter – nicht Einfluß nehmen auf die Entscheidungen.
Der Schein trügt. Der Schriftsteller gehört zu einer Gruppe, deren Meinung jederzeit zur öffentlichen Meinung werden kann, und dadurch zum wichtigen Faktor in allen Fragen, die der demokratischen Entscheidung offen sind. „Die öffentliche Meinung ist noch immer eine Macht, an der die Regierenden nicht vorübergehen können." (Albert Schweitzer)
Die humanitär gestimmte Meinung des Schriftstellers, der sich bewußt als Antipode des „Plans" begreift, kann, als öffentliche Meinung, zu einem entscheidenden Druckmittel gegen totalitäre Verplanung werden.

4

Die in diesem Band gesammelten Arbeiten zeigen die vielfältigen Möglichkeiten, die dem Schriftsteller gegeben sind, in das Geschehen einzugreifen. Neben der harten, tatsachenstarrenden Abhandlung, der geschickt argumentierenden Rede, dem aggressiven Aufruf steht die Erzählung, der mythologisch verfremdete Text, das nur noch durch ferne Bezüge mit der konkreten Situation verbundene Gedicht. Sie tragen aber gemeinsame Züge: sie deuten das bevorstehende Schicksal individuell, zeigen nicht nur das anonyme Morden, sondern den einzelnen Tod, verlassen die kalte, nicht erschreckende Zahl, um das persönliche Grauen wachzurufen, das zur endlichen Umkehr, zur menschlichen, vernünftigen Handlung führen soll.

Die Beiträge stehen in alter, erlauchter Tradition. Sie wird angeführt durch den Roman „Perrudja" von Hans Henny Jahnn, der im Jahre 1929, elf Jahre nach den Rutherfordschen Entdeckungen und neun Jahre vor der Hahn-Straßmannschen Uranspaltung, erschien. „Der Autor hatte für die Zukunft der kriegerischen Menschheit mit Atom-Waffen gerechnet; es finden sich hie und da Andeutungen in dem Buch ... Die Atom-Energie vermutete er, werde sich zu sogenannten O-Waffen verwenden lassen, also ausschließlich als Sperrmittel gebraucht werden. In einem Kapitel ‚Die unsichtbare Mauer' hat er Wirkung und Anwendungsart beschrieben. Die Atombombe erledigte seine Phantasie – und zugleich die Hoffnung, daß die Menschheit als solche dauernd davonkommen werde," heißt es im Vorbericht zur Neuausgabe (1958).
In seinem letzten Werk, dem Drama „Der staubige Regenbogen" hat Hans Henny Jahnn noch einmal die Stimme erhoben: mahnend, beschwörend, klagend und anklagend.
Die Verantwortung des Wissenschaftlers gegenüber der Gesellschaft hat dann Bert Brecht in seinem „Leben des Galilei" (1938 bis 1942) mit deutlichem Bezug auf die Atomforschung in den Mittelpunkt gestellt. Im Prolog zur amerikanischen Aufführung dieses Stückes heißt es:

> Wir hoffen, sie leihen ihr geneigtes Ohr
> wenn nicht uns, so doch unserem Thema, bevor
> infolge der nicht gelernten Lektion
> auftritt die Atombombe in Person.

Verschiedene Ereignisse sind dann Gegenstand literarischer Werke geworden. Die Zerstörung Hiroshimas. Der Tod der japanischen Fischer, die 1952 in den fall-out-Regen einer amerikanischen Wasserstoffbombe gerieten. Der Protest der Göttinger Achtzehn im Jahre 1957. Vorausschauend wurde die Zukunft beschworen, Visionen nahmen die Katastrophe, die Auslöschung eines Kontinents, ganzer Kulturen, vorweg – er-

innert sei an Arno Schmidts Erzählung „Schwarze Spiegel." (1951)
Und doch, wenn man die wenigen Werke überblickt, die sich mit dem Problem auseinandersetzen, von dessen Lösung das Weiterbestehn alles Lebens abhängt, und sie vergleicht mit den vielen Werken, in deren Raum die Wirklichkeit keinen Zutritt fand, scheint Resignation am Platze.
„Eines aber sollte jeder Dichter einmal leisten: ein Bild der Zeit uns zu hinterlassen, in der er lebte! –" (Arno Schmidt)
Die Gegenwart wird dem Schriftsteller, in dessen Welt die Atombombe keinen Ort hat, vielleicht noch einige Zeit gehören. Die Zukunft nie.

Bernward Vesper-Triangel

Tübingen, März 1964

I Prolog

Günther Anders

Die beweinte Zukunft

Als Noah von seinem hundertsten Warnungsgang nach Hause zurückgekehrt war, da konnte er es sich nicht mehr verhehlen, daß so weiterzumachen, wie er es nun, niemals beraten von seinem Gotte und jedesmal auf eigene Faust, hundert Male getan, wirklich keinen Sinn mehr hatte. Denn auch diesmal war es ihm nicht gelungen, auch nur einen einzigen seiner Mitbürger zum Bau seiner Archen anzuwerben, auch diesmal waren die Wenigen, denen er sich hatte aufdrängen können, auf nichts anderes gierig gewesen als auf das gerade Allerneueste; und auch diese hatten sich sofort beiseitegedrückt, wenn er ihnen mit der Flutwarnung gekommen war (mit „seiner Flut", wie sie es nannten), weil sie von dieser ja gestern schon gehört hatten und vorgestern und vorvorgestern.

Da geriet Noah in Zorn und zerriß die Bögen, auf denen er in langer Jahre Arbeit die Flotte seiner hundert Archen entworfen hatte und sprach: „Du kannst sie wiederhaben", und warf sie seinem Gotte hin. Und begann, auf und ab zu wandern wie ein Löwe in seinem Käfig.

„Hundert Male", haderte er, „habe ich meine Geduld bewiesen. Meine Füße sind geschwollen, meine Kehle hat sich wundgeschrieen, meine Geschäfte habe ich verkommen lassen, und meinem Erstgeborenen bin ich fremd geworden. Aber ich habe meiner Wunden nicht geachtet, bei den Vorwürfen meines Sohnes habe ich mich fortgewendet – denn ich habe mich nicht abfinden können mit den Toten von morgen und bin auf die Jagd gegangen jeglichen Tag, um den Blinden die Augen zu öffnen und um den Tauben in ihre verstopften Ohren hineinzuschreien, daß die Flut nicht meine ist, sondern Deine, und daß sie ihre Hände nun selbst werden rühren müssen. Und habe Deine Partei ergriffen und habe ihnen zugesagt, daß auch Du sie in Deiner Langmut errettet zu sehen wünschest, und wäre es am Vorabend des Verderbens. Ich habe sie abgefangen wie ein Bettler, ich habe sie am Rock festgehalten wie ein Wegelagerer, ich bin ihnen

nachgesprungen, wenn sie sich losrissen, und ich habe ihre Wut nicht gescheut und für nichts geachtet den Ruf der Lächerlichkeit. Aber Du hast Dein Angesicht fortgewendet, auch Du hast den Blinden gespielt, auch Du den Tauben, wenn ich Dich anrief in meiner Ratlosigkeit und Dich anflehte um eine Weisung, wie ich sie doch festhalten könnte und doch eindringen in ihre Verstocktheit. Nun aber ist es genug. Denn für das Klagen ist die Frist zu kurz, die Du mir gelassen hast, und ich werde es mir ersparen, ihren Mängeln weiter nachzujammern. Sondern ich werde ihre Schwächen verwenden, so wie Du sie geschaffen hast, und ich will sie zu meiner Stärke machen. Die im Trug leben, die werde ich betrügen. Die verführt sind, noch einmal verführen. Die neugierig sind, noch neugieriger machen. Die sich nicht ansprechen lassen, die sollen mir nachstellen mit ihren Fragen. Und die ängstlich sind, noch ängstlicher gemacht werden, bis daß sie teilhaftig werden der Wahrheit. Durch Gaukelei werde ich sie erschrekken. Und durch Schrecken zur Einsicht bringen. Und durch Einsicht zum Handeln.

Ich warne Dich also. Spiele mir nicht den Erstaunten, wenn Du mich unter den Komödianten entdeckst. Dein Erstaunen wird mich kalt lassen, Deine Gekränktheit wird mir den Schlaf nicht rauben. Deine Kraft der Drohung hast Du verspielt, seit Du mit dem Äußersten gedroht, und dem schlaflos Gemachten kannst auch Du den Schlaf nicht zum zweiten Male rauben. Halte also an Dich, wenn Du mich auffindest als Gaukler, denn Du bist es, der mich dazu gezwungen hat, mit fremder Stimme zu heulen, und Du, in dessen Auftrag ich meinen Frevel begehen werde. Von Dir verleugnet zu werden, fürchte ich weniger, als das zu verleugnen, was ich zu tun habe. Die Rettung meines Nachbarn ist meinem Herzen näher als die selbstgerechte Gewißheit meines Gehorsams. Die geschminkte Wahrheit ist besser als die bescheidene Verschwiegenheit. Die geschriene Wahrheit wahrhaftiger als die Wahrheit, die nicht ankommt. Der verzweifelte Frevel tu-

gendhafter als die Tugend, die niemals verzweifelt.' – So also warnte er seinen Gott, zornig zugleich und liebend, und machte sich ohne Verzug daran, seine Ankündigung wahrzumachen.

Als er wenige Augenblicke später auf die Straße hinaustrat, da hatte er seine Warnung wahrgemacht. Denn nun spielte er eine Rolle, und sogar eine, die den Bräuchen seines Volkes zuwiderlief und die heiligsten Satzungen seines Gottes aufs allerschroffste beleidigte. Nicht genug damit, daß er sich nun plötzlich um einen Kopf kleiner gemacht hatte und als geschlagener Mann dastand – er war auch in Sack und Asche gekleidet, also in das Trauergewand, das, außer nach dem Tode eines Nächsten zu tragen, das schwerste Verbrechen darstellte, und das bei anderen Gelegenheiten auch nur anzuschauen, noch niemandem je in den Sinn gekommen war. Und auch er hatte dieses Kleid seit dem lang schon zurückliegenden Heimgang seines Vaters Lamech nie mehr berührt, geschweige denn angelegt, denn er war ja Noah der Begünstigte, der Mann, der (aus unerfindlichen Gründen zum Glück verurteilt) dafür berühmt war, daß er seit Jahrzehnten keinen Sohn, kein Weib, keine Ernte, kein Stück Vieh und keinen Sklaven eingebüßt hatte, nein sogar in dem Geruch stand, diese gar nicht einbüßen zu können. Nun aber – darüber konnte es bei diesem Aufzug keine zwei Meinungen geben – nun aber mußte ihm jemand gestorben sein, und nicht nur irgendeiner aus seinem unübersehbaren, vielköpfigen Familienstamme, sondern einer seiner Allernächsten. Denn er hatte sogar sein Haupt mit Asche bestreut, was nur demjenigen erlaubt und nur demjenigen geboten war, der einen Sohn verloren hatte oder eines seiner Lieblingsweiber. So also: in allertiefster Trauer, verkleidet in das Kostüm der Wahrheit, ein Schauspieler des Schmerzes, der sein wirklicher Schmerz war, ein Hinterbliebener der Toten von morgen, so also stand er in der Mittagsglut seiner ausgestorbenen Straße. Und war nun fest dazu entschlossen, jene Schwächen und Laster seiner Mitbürger,

deren Neugierde, deren Schadenfreude und deren Aberglaube, die er bisher immer nur gescholten, nun aufs allerweiseste zu verwenden; und jene Indolenten, die anzusprechen oder deren Vernunft zu erreichen er niemals zuwege gebracht, nun aufs skrupelloseste dazu zu verleiten, daß s i e i h n ansprächen. – Und stand und wartete.

Da aber auf Neugierde guter Verlaß ist, brauchte er nicht lange zu warten. Denn im offenen Fenster des Hauses gegenüber lag, obwohl sich Allerneuestes noch niemals in diese Gasse verirrt hatte, eine Frau, die seit Jahren nichts Besseres zu tun gehabt hatte als von morgens bis abends nach dem Allerneuesten Ausschau zu halten. Kaum hatte Noah diese Alte erspäht, als er, entschlossen, sich ihrer zu bedienen, noch kläglicher in sich zusammensank, und schließlich, um es ihr so leicht wie möglich zu machen, sich sattzusehen an seiner Erniedrigung, zum lebenden Bilde des völlig zusammengebrochenen Mannes erstarrte. Und siehe: Er hatte sich nicht verrechnet. Denn schon drängelten sich zwei weitere Frauen neben die erste, und während die eine auf ihn wies, wies die andere auf die gegenüberliegende Straßenseite. Denn auch dort hatte er bereits sein Publikum, auf einem der Balkone stritt man bereits um den besten Platz. Und auch dieser Streit schien ihm zuliebe ausgebrochen zu sein. Denn plötzlich geschah es, daß sich alle Erker und Galerien mit Gaffern anfüllten, und daß die Fensterplätze besetzt waren, so als zöge eine Truppe von Seiltänzern durch die Straße. Und auf einem Dache erschien sogar ein Knabe, der, eine Brezel im Mund, an einem Kamin emporkletterte, um von dem Schauspiel, das der trauernde Noah darstellte, um Gottes Willen nicht das Mindeste zu versäumen.

„Die Suppe beginnt zu brodeln", dachte Noah nicht ohne Genugtuung, „es riecht schon nach Kirmes. Und es würde mich nicht wundernehmen, wenn sie da oben bald Wetten darüber abschließen würden, wer sich nun als mein lieber Toter herausstellen wird." So dachte er, und falsch schätzte er

seine Mitbürger wahrhaftig nicht ein. Denn da er ja „Noah der Begünstigte" war, gab es niemanden in der Stadt, der so allgemein, und selbst bei denen, die ihn zu lieben meinten, verhaßt gewesen wäre wie er, und niemanden, dem Armut, Aussatz oder Tod so oft und so leidenschaftlich an den Leib gewünscht worden wären wie ihm. Daß einer aus dem Hause Noah, nicht anders als ihrereins, einfach so, ohne Krankheit Unglück oder Mord, das Zeitliche gesegnet hätte, das hatte sich noch nie zuvor ereignet. Und obwohl die Chance, den unausstehlich rüstigen Noah doch einmal kleingemacht vor sich zu sehen und bemitleiden zu dürfen, reichlich spät kam, war doch die Freude darüber, daß sich dieser von Jahr zu Jahr vergeblich weitergetragene Wunsch nun doch erfüllte, groß genug, um sie für die tausend Tage der Benachteiligung und die tausend Nächte der Mißgunst zu entschädigen, und um sie mit der frommen Genugtuung zu erfüllen, daß wer ausharrt, schließlich doch den gerechten Lohn Gottes einheimsen darf.

So also stand es um den großen Schauspieler Noah und um sein Publikum, als seine Chargen einzogen, um ihm ahnungslos die Stichworte für seine Rolle einzusagen. Denn nun näherten sich die fünf Frommen, die, schwatzend aus dem Tempel heimkehrend, den gebrochenen Mann entdeckten und, nachdem sie sich tuschelnd miteinander verständigt, auf ihn zutraten, um ihm beizustehen.

„Dir ist jemand gestorben?" erkundigte sich schonend der Erste.

Noah schien aus der Starre seines Schmerzes erst erwachen zu müssen. „Ob mir jemand gestorben ist?" wiederholte er langsam. Und nach einer Weile, ohne aufzublicken: „Siehst Du denn das nicht?" Die Fünf nickten teilnehmend.

„Was hat er da gesagt?" rief einer der Zuschauer schallend hinunter.

„Ihm ist einer gestorben, hat er gesagt!" rief einer von der Straße ebenso schallend hinauf.

„Das sehen wir alleine!" kam es von oben. „Aber wer?"
„Wer ist Dir denn gestorben?" erkundigte sich da sanft der Zweite.
„Wer mir gestorben ist?" wiederholte Noah langsam. Und nach einer Weile, ohne aufzublicken: „Weißt Du denn das nicht? Viele sind mir gestorben." Die Fünf gaben einander fragende Blicke.
„Was hat er da gesagt?" kam es schallend von oben.
„Viele sind ihm gestorben, hat er gesagt!" rief der Dolmetsch ebenso schallend hinauf. Da wurde es oben unruhig. „Namen!" rief einer und „Wer sind denn diese Vielen?" ein anderer.
„Wer sind denn diese Vielen?" erkundigte sich da die Dritte voller Mitleid.
„Wer diese Vielen sind?" wiederholte Noah langsam. Und nach einer Weile, ohne aufzublicken: „Weißt Du denn das nicht? Wir alle sind diese Vielen."
Die Fünf runzelten die Stirnen.
„Was hat er da wieder gesagt?" kam es schallend von oben.
„Wir alle sind diese Vielen, hat er gesagt!" rief der Dolmetsch schallend hinauf.
„Ich nicht!" rief da einer hinunter und: „Wann soll denn das passiert sein?" ein anderer.
„Wann ist dieses Unglück denn geschehen, lieber Noah?" erkundigte sich da der Vierte.
„Wann dieses Unglück geschehen ist?" wiederholte Noah langsam. Und nach einer Pause, ohne aufzublicken: „Weißt Du das denn wirklich nicht? Morgen ist es geschehen." Die Fünf gaben einander erschreckte Blicke.
„Was hat er da wieder gesagt?" kam es schallend von oben.
„Morgen ist es geschehen, hat er gesagt!" echote der Dolmetscher hinauf.
„Morgen ist gut!" höhnte da einer und ein anderer: „Warum nicht übermorgen?" und ein Dritter: „Das ist ja ganz was Neues!" Und sie lachten und tippten sich auf die Stirnen.

„Wirklich, mein lieber Noah," meinte da der Fünfte, „das ist etwas neuartig für uns. Wie soll denn das möglich sein?"
„Wie das möglich sein soll?" wiederholte Noah langsam. Und nach einer Pause, ohne aufzublicken: „Weißt Du denn das wirklich nicht? Weil es übermorgen etwas sein wird, was gewesen i s t."
Die Fünf trauten sich nicht mehr, einander anzublicken.
„Was hat er da wieder gesagt?" kam es von oben.
Da aber hatte der Alte genug von seinen Helfern. Mit einer einzigen Bewegung hatte er den Dolmetsch nach hinten befördert. Und wie er nun dastand, von neuem aufgerichtet in seiner Ehrfurcht gebietenden Größe, da brachte er die Lacher sofort zum Verstummen, die Fünf traten ängstlich um einen Schritt zurück, und sogar die in den Logen schienen plötzlich zu versuchen, die hinter ihnen Nachdrängenden zurückzuschieben, um sich Luft zu schaffen. Denn nun erst hatten sie erkannt, daß nicht nur sein Kleid mit Asche verschmiert war, sondern auch sein Gesicht, und daß er aussah wie einer, der dem Grabe entstiegen war. Und war wohl keiner unter ihnen, der sich nicht heimlich fragte, ob denn der, der da wild und bedrohlich unter ihnen stand, wirklich i h r Noah war, oder ob sich da nicht irgendwer, irgendeiner, der noch gewaltiger war als er, betrügerisch des Bildes Noah nur bediente, um sie in dieser Verkleidung zu erschrecken oder gar zu richten.
„Ihr habt es gehört," begann Noah nun von neuem. „Übermorgen wird die Flut etwas sein, was gewesen i s t. – Und Ihr wißt, was das bedeutet. Oder solltet Ihr selbst d a s nicht wissen?"
Da geschah es zum ersten Male, daß niemand den Mund öffnete, um zu antworten.
„Wenn ihr es nicht wißt," fuhr er fort, und er beschrieb mit seiner Linken einen Bogen, der den ganzen Umkreis des Geschaffenen zu umfassen schien: die Fünf, die vor ihm standen; die Hunderte, die die Galerien anfüllten; die Stadt, die sich hinter ihren Häusern ausdehnte; die Hügel, die hinter ihrer

Stadt aufstiegen; und die Welt, die hinter ihren Hügeln begann, um nirgendwo zu enden – „d i e s h i e r bedeutet es. Wenn nämlich die Flut übermorgen etwas sein wird, was gewesen i s t, dann heißt das: Dies hier, nämlich alles, was v o r der Flut gewesen ist, wird etwas sein, was n i e m a l s gewesen ist. Nein, niemals. Und Ihr wißt, warum niemals. Oder solltet Ihr selbst das nicht wissen?" Da geschah es zum zweiten Male, daß niemand seinen Mund auftat. Und Noah spürte, daß der Augenblick für seinen Angriff näherrückte.

„Weil es," erklärte Noah an ihrer Statt, „wenn die Flut morgen kommt, fürs Erinnern zu spät sein wird und zu spät fürs Betrauern. Und weil es dann niemanden mehr geben wird, der sich unser wird entsinnen können, und niemanden, der uns wird betrauern können. Nein, niemanden. Und Ihr wißt auch, warum niemanden. Oder solltet Ihr selbst das nicht wissen?" Da blieben sie zum dritten Male stumm. Und Noah wußte, daß sie nun beinahe sturmreif waren.

„Weil kein Unterschied sein wird", antwortete Noah an ihrer Statt, „zwischen Weinenden und Beweinten, weil die Totenkläger in den Wassern dahintreiben werden neben den Toten, die Segnenden neben den zu Segnenden, die Zukünftigen neben den Gewesenen und weil wir alle betrogen sein werden um unseren Kaddisch."

Da es aber nichts gab, was ihnen tieferen Schrecken hätte einjagen können als die aussichtslose Aussicht auf einen Tod ohne Kaddisch; und da nur dieser Tod für sie wirklichen Tod bedeutete, machte Noah eine Pause, um abzuwarten, bis dieser Schrecken ganz und gar Besitz von ihnen ergriffen haben würde. Einem der Fünf bebten zwar die Lippen, aber Sprache kam auch aus dessen Munde nicht. Da erkannte Noah mit Genugtuung die Wirkung seiner Worte und wußte, daß sein Augenblick nun gekommen war.

„Wenn ich hier vor Euch stehe," fuhr er fort, „so weil ein Auftrag an mich ergangen ist. Der Auftrag, diesem Schlimmsten zuvorzukommen. – Drehe die Zeit um – sprach die Stimme zu

mir –, nimm den Schmerz schon heute vorweg, vergieße die Tränen im voraus! Und das Totengebet, das Du als Knabe gelernt, um es am Grabe Deines Vaters zu sprechen, das bete nun für die Söhne, die morgen sterben werden, und für die Enkel, die niemals geboren sein werden! Denn übermorgen wird es zu spät sein! – So lautete der Auftrag."

Die Fünf, die ihn umstanden, versuchten abwehrend die Hände zu heben. Aber selbst das gelang ihnen nicht mehr.

Denn da hatte Noah, der keine Verzögerung mehr zuließ, den Kaddisch bereits heulend angestimmt. Und wie frevelhaft es auch sein mochte, wie dreifach frevelhaft, ihn am falschen Ort, zur falschen Zeit und für die Falschen anzustimmen - da die Einen es für undenkbar hielten, daß eine solche Schändung der von Gott selbst eingesetzten Sitte ohne Einverständnis Gottes hätte durchgehen können; und die Anderen schon nicht mehr gewiß waren, ob sie denn, da sie in den Segen nun miteinbezogen waren, wirklich noch den Lebenden zugehörten oder nicht vielmehr schon den Toten; und da den einmal begonnenen Segen zu unterbrechen ein weiterer Frevel gewesen wäre; und da selbst den Fünfen keine Regel bekannt war, die die Sühnung eines so ungeheuerlichen Verbrechens vorgesehen hätte – aus allen diesen Gründen war niemand da, der Noah ins Wort gefallen wäre oder der ihn davon abgehalten hätte, den Text bis zum letzten Worte durchzusingen. In die Strophenpause drangen zwar Stimmen aus den Nebenstraßen, die Rufe der Eseltreiber und der Obsthändler, aber die schienen bereits ungültig und gewesen. Und so geschah es, daß dieses Unerhörte plötzlich etwas war, was geschehen w a r, also nun n i c h t mehr war, und daß dieses ein für allemal Geschehene rückgängig zu machen, nun nicht mehr in Frage kommen konnte. – Die Fünf standen, als hätten sie die Richtung verloren, und als wäre es ihnen unbekannt, in welches Zeitgelände sie sich verirrt hatten, ob in das des Vorgestern oder in das des Übermorgen. Und wagten es nicht, sich zu rühren, und blickten entsetzt

auf Noah, ob der wohl noch imstande sein würde, den Weg zurückzufinden, das Zeichen zum Wiederbeginn der Zeit zu geben, und sie doch noch zu erlösen aus der eisernen Umklammerung, in der er sie festhielt. Der aber tat, als spürte er nichts von ihrer Angst. Auf diesen Augenblick hatte er seit Monaten gewartet, und nichts lag ihm ferner, als sie nun vorzeitig aus ihrer Gefangenschaft zu entlassen. Die Schreie der Eseltreiber verloren sich in der Vorstadt, die Fruchthändler hatten bereits Feierabend gemacht, die Schatten begannen, lang zu werden, über den Dächern wuchs eine weiße Quellwolke, die vorher nicht dagewesen – aber die Fünf standen noch immer wie gelähmt, und die Balkons blieben noch immer angefüllt mit den reglosen Opfern seines Segens. Und keiner hätte wohl sagen können, wie lange er so dagestanden, ehe Noah seine Hand ausstreckte, um zu prüfen, ob es schon regnete, und „Noch ist es Zeit" sagte und: „Es ist heute"; und sie mit den Worten: „Die Vorstellung ist beendet" freiließ und in seinem Hause verschwand.

Dort aber legte er sein Sackkleid ab, wusch sich und saß bald wieder an seinem Arbeitstische. Kaum aber war er damit fertig geworden, eine erste neue Arche zu entwerfen, d i e Arche, als es klopfte.

Da trat ein Zimmermann ein, der eine Axt in seiner Rechten trug. Und Noah fragte: „Was wünschst Du?" – Und der sprach: „Es wird finster draußen. Laß mich mitbauen. Damit Dein Kaddisch unwahr werde!" – Und Noah hieß ihn willkommen. Und es klopfte zum zweiten Male.

Da trat ein Dachdecker ein, der einen Korb voll Schindeln anschleppte. Und dieser sprach: „Uber den Hügeln regnet es. Laß mich mitbauen. Damit es unwahr werde!" – Und Noah hieß auch ihn willkommen. Und es klopfte zum dritten Male. Da trat ein Steuermann ein und wischte sich den ersten Tropfen aus dem Haar. Und sprach: „Was taugen uns morgen noch Landkarten? Ich komme mit leeren Händen. Aber laß mich mitbauen. Damit es unwahr werde!" Und auch ihn hieß

Noah willkommen, und es klopfte zum vierten Male und noch viele weitere Male. Da streckte Noah sein Beine weit von sich, denn seine Spannung war nun vorüber, und sprach: „Es ist soweit. Wir können anfangen." – Und da sie zusammen auf den Hof hinaustraten, da prasselte es bereits auf das Teerdach des Geräteschuppens, und sie begannen mit ihrer Arbeit im strömenden Regen.

Und nicht nur die Arche wäre niemals gebaut worden, die e i n e klägliche Arche, die schließlich zustande kam an Stelle der stolzen Flotte, die er einst erhofft und entworfen hatte; sondern auch w i r wären nicht da, wir, seine Urenkel, und keiner von uns hätte je die Freude gehabt, die Schönheit der wiederergrünenden Welt zu bewundern; und auch Gott würde nicht thronen über seinen Geschöpfen, sondern über verstummtem Gelände, das ihn anöden würde in alle Ewigkeit – hätte nicht Noah den Mut aufgebracht, zu hadern, Komödie zu spielen, in Sack und Asche aufzutreten, die Zeit umzudrehen, die Tränen im voraus zu vergießen und den Totensegen zu sprechen für die noch Lebenden und die noch nicht Geborenen.

(Aus den „Molussischen Apokryphen")

2. Es wird nicht mehr lange dauern

Erich Arendt

Elegie

in memoriam Albert Einstein

Ein Weiser aber,
bevor er starb: Er
hob noch einmal
seine Hand . . . und angestrengt
vor Warnen war der Raum.
Das rote Cello seines Herzens
schwieg, das uns die Melodie
gestimmt der ungebrochnen Welt.
Da welkten schon und wie vom Rande
schmerzerregter See
die Schatten seines Mundes. Doch
voller Deutung war und ganz
im aufgefangnen Lichte dunkler Sterne
die letzte Stunde. Wie reifte da
im Weltgedichte seiner Zahlen
und voll Geheimnis uns
die Nacht!

Jedoch:
die Hand stand unbewegt.

Wind auf den Flächen
des Alls. Leben Tode
o Schmerz! Ausgerissen
die Schwingen Gottes, die Gedanken
lagen, verstreut.
Du aber im Nachtgrund,
Fliegender, fern
der weißen Wange deiner Erde,
dem Kinderstaunen
von Wipfeln und grasleisem Mond:
todabgeschieden
unter den ferngesteckten

Gestirnen ahnt
ein Walten dein Herz.
Vernimm den Ton: Schweigen . . .
ein Denken, alterlos
der Welt: die schmalgebogene
Brücke!

Oder schreckt es dennoch
tief um dich in dir
und du erinnerst den Schmerz
im altersgefurchten Rembrandtgesicht,
dies Wissen
unterm Lid, zurückgehalten,
wurzelhart, ein Schatten?
Wie schnell endet der Mensch . . . und wanken erst,
die ihn überdauern einen Atem lang,
die Berge, erlischt,
was menschlich war,
im Aug ihm . . . und zerdrückt ist
sein Stolz, Schmetterlingsflügel im Sturm.
Noch geht wie unter traumwärts
fliehenden Wolken still
dein Fuß, und
zerbrochen schon
ist, die dich trug,
die dünne Schale der Erde.

Blut quillt, ach,
immer wieder das Blut!

Verbirg, aschkalten Herzens, Bruder
verbirg deine Hände! Deck zu

die mitwissenden, die
zu schweigen verstehn:
Finger, die warfen Blatt um Blatt
auf den besudelten Tisch beim argen Spiel,
nicht aufzuschauen, da
der Würger umging. Deck zu,
Elender, daß schlafen du magst und,
inmitten des Todes,
gesichtlos.

Aber war nicht, sagt es,
sagt das gültige Wort: war,
wo im Buchenwald
der große Liebende, hier,
einem Herzschlag lauschte, nicht
der heile Ort? Und sang
er nicht einst? – Kahlgeschlagen
sein Berg, Sand und kaltes Erstarren:
die ungeschlossenen Wunden!
Und unter den Rinden
die fingerlose Angst!
Nacht du der Nacht:
felsennagender Schatten
an unserm Herzen!

Noch deine Bäume, Deutschland,
wissen zu viel.

Albert Arnold Scholl

Hab keine Angst

Vater und Mutter schlafen jetzt schon,
Und ich will sie nicht stören.
Aber du, der mich kennt, bist noch wach,
Du kannst mich hören.

Und hab keine Angst! Was du knistern hörst,
Sind nur die Ratten und Mäuse.
Die schlafen bei Tage im Kellerloch
Und fressen sich nachts durchs Gehäuse.

Wenns nur die schwarzen Hunde nicht gäb,
Die uns über die Hecken hetzen!
Sie reißen den Mond und die Wolkenfrau
Und unsere Hemden in Fetzen.

Und Spinnnen, so groß wie ein Kleiderschrank,
Klammern uns an die Betten.
Kein Prinz sprengt herbei auf geflügeltem Roß,
Um uns zu retten.

Aber du und ich: Wir wissen Bescheid.
Es wird nicht mehr lange dauern,
Dann fliegen wir bis in den Himmel hinein.
Direkt durch die Mauern.

Karl-Heinz Jakobs

Hiroshima ist fern

Du wirst in die Einsamkeit fliehen wollen. Ich aber halte dich
fest an der Hand,
und ich führe dich in mein Zimmer, da sind die Wände mit
Landkarten bespannt.
Und ich zeige dir drei Stellen auf dem grün, blau und braun
gesprenkelten Papier,
und ich sage: wo du auf der Flucht niederbrechen wirst, das
ist hier,
Dein Geliebter wird sich blitzschnell in Rauch und Asche auf-
lösen in jenem kleinen Ort.
Und wo deine Mutter langsam verbrennen wird, das ist
dort.

Georg Maurer

Die ihr geboren werdet heute ...

Die ihr geboren werdet heute
und ihr, die ihr noch gegen den Mutterleib klopft,
nicht weil ihr kommen wolltet, weil ihr gerufen wurdet,
ihr mit geschlossenen Augen gleich des Buches Deckeln,
das ihr aufschlagen sollt,
die Lettern allmählich verstehend, um hinzuzuschreiben
Kapitel um Kapitel eurer eignen Geschichte:
Während ihr in den Wiegen schreit oder lächelt,
wendet der Sturm ein Seite um nach der andern,
und eure Väter und Mütter müssen stehn
für die Worte – denn ihr werdet lesen
jedes einzelne Wort und jeden Namen untilgbar
und fragen, warum ihr gerufen wurdet,
wenn auf den Wiegen bereits steht: Mord!
und Warntafeln sind an vergifteten Meeren;
warum die blauen und rose Jäckchen gestrickt werden,
da sie einschmelzen sollen auf euren Leibern zu
furchtbaren Mustern,
kaum daß ihr das berühmte Licht der Welt erblickt,
das ungeheuer weiß aufgeht mit Wolken,
darin die Vögel nicht leben können – und selbst der Granit
der Pflastersteine, auf denen ihr spielen wollt,
schrecklich sich ändert,
Minerale treibend wie giftige Blumen;
warum die Wälder grün heißen in Märchen
und sind doch fahl wie die Greise,
und der Prinz die Prinzessin küßt auf die Lippen,
da doch die Lippen herabfalln.

3. Test

Anna Seghers

Der japanische Fischer

Ein Mensch hat tagelang meine Gedanken beschäftigt. Er geht mir nicht aus dem Sinn, obwohl er mir unbekannt ist. Ich kenne sein Leben nicht; denn es ist weit entfernt von meinem eigenen Leben, von allen meinen Erfahrungen, von meinem Land, von meiner Umgebung.

Obwohl ich gerade sein Leben in einem Buch darstellen möchte, das auch die stumpfesten Leser aufrüttelt und die Wachen und Starken zu ungeheuren Handlungen hinreißt. Ich weiß aber kaum etwas über ihn zu erzählen.

Ich weiß noch nicht einmal, ob er noch lebt. Ich fürchte, er ist tot.

Ich weiß aber immerhin etwas. Ich kenne wenigstens seine Nation und seinen Beruf. Er war oder ist ein japanischer Fischer. Ich habe ihm also unrecht getan, wenn ich zuerst sagte, ich wüßte fast nichts von ihm. Im Grunde genommen bedeutet es viel, wenn man von einem Mann weiß, zu welchem Volk er gehört und welche Arbeit ihm oblag.

Der japanische Fischer lag zuletzt, als er sicher noch lebte, in einem Spital in Tokio. Er war vermutlich ein besonnener Mann. Als er sich zusammen mit sieben Gefährten beim Thunfischfang an Bord des „Glücklichen Drachen" befand und plötzlich von einem grellen Lichtschein geblendet wurde, als der Himmel in höllischen Farben glühte und kurz darauf eine Explosion das Meer und den Himmel zu sprengen schien, behielt er seine fünf Sinne beisammen, sein Verstand blieb wach auf dem winzigen Schiff im Stillen Ozean, im klebrigen, tödlichen Aschenregen. Er glaubte keine Sekunde, der Weltuntergang hätte begonnen. Er dachte nicht an Höllenwut. Er hatte bereits am Fleisch und Blut seines Volkes Hiroshima miterlebt, und er war sich sofort mit der Mannschaft einig, die an Deck gestürzt kam, daß hier der gleiche irdische Teufel seine Kunst versuchte. Nichts nützt mehr dem Menschen sein Bewußtsein, das er allein unter allen Lebewesen nach Millionen Jahren Entwicklung auf unserm Erdball erreicht hat, wenn er zuläßt, daß dieses Bewußtsein zur Erfindung einiger

Bomben dient, die wieder alles bewußte Leben in einer Sekunde zerstören. Nichts nützen ihm Arbeit und Kunst, nichts nützt ihm die Mahnung Tolstois: Was hast du getan mit den paar Jahren Bewußtsein, die dir zur Verfügung standen zwischen zwei Ewigkeiten des Nichts?

Bei seiner Heimkehr war die Frau des Fischers entsetzt über sein schwärzlich wundes Gesicht. Sie schickten ihn aus dem Krankenhaus der Hafenstadt nach Tokio. Da lag er, als ihn zuletzt der Korrespondent besuchte, vergiftet wie sein vergeblich gefangener, nicht mehr verkäuflicher Thunfisch von radio-aktiven Strahlen.

Nur, daß den Fisch, das geringer entwickelte Lebewesen, diese Strahlen weniger angreifen als den Menschen. So würde die Erde also, nachdem die Bomben geplatzt sind, doch nicht völlig vom Leben entblößt sein. Folgt man dem Wortlaut der Bibel, sie würde danach zum fünften Schöpfungstag zurückgekehrt sein, als erst die Tiere des Wassers vorhanden waren. – Wenn aber der Korrespondent berichtet, daß die Augen des Todkranken in dem schwärenbedeckten Gesicht, unter der blauen Schutzbrille, ins Leere starrten, irgendwohin ins Nichts –, dann meint er damit wohl eine der beiden Ewigkeiten des Nichts.

Der Arzt hatte nur eine Hand des Mannes von radio-aktivem Stoff befreien können. Die Geigerzähler zeigten in seiner Nähe weiter an – wir sind gelehrig, und wir haben schnell diesen Namen behalten, so wie man Röntgenstrahlen oder Penicillin behält. – Solche medizinischen Ausdrücke verbindet man mit einer erstaunlichen Heilung, mit etwas erregend Neuem. Auch wenn er tot ist, der Fischer, werden die Geigerzähler in seiner Nähe ihre Schwingungen noch bewahren. – So wenig, wie ich gefürchtet hatte, war gar nicht über den Japaner bekannt. Durchaus nicht so wenig, wie es die Wasserstoffbomben-Amerikaner hofften, die die Inseln verschwinden ließen.

In Urzeiten, als der Mensch das Feuer fand, war es möglich,

daß irgendwo, irgendwie an verschiedenen Enden der Erde in Höhlen zwei Steine aneinandergerieben wurden, bis ein Funke hervorsprang. Und keiner der Höhlenbewohner ahnte etwas von einem Funken in einer entlegenen Höhle. Doch jetzt, in unserer Epoche, weiß jeder, wie die Atomenergie, ein Fluch oder Segen gleich dem Feuer, entstehen und wirken kann.

Heute schwebt die Wasserstoffbombe an unserem gemeinsamen Himmel über Gerechten und Ungerechten. Sie ist das große, das letzte Mittel für die, die auf Kriege hoffen, wenn alle anderen Drohungen, alle Lügen, alle Verführungen fehlschlagen.

Hans Baumann

Letzte Meldung

Nach dem achtundzwanzigsten Test der
laufenden Serie erbleichte das Meer
von unabsehbaren Schwärmen blickloser
Fische, die ein irregewordener Wind
ansetzt zur Belagerung eines Atolls.

Horst Bingel

Seelied

In dieser Nacht fallen
nicht die Propeller, ruhen
die Maschinen hier.
Der Platz ist zugestellt.

Tamtamtareisingtdiedrossel,
schlingt um hecken die drossel
den schnabel, singt, singt, singt heute nicht.

Haus an Haus und die Bäume gezählt,
zwei, drei Minuten im Lift geschwiegen:
Hiroshima liegt im See und auch
wir und der Himmel im See.

Tamtamtareisingtdiedrossel,
schlingt um hecken die drossel
den schnabel, singt, singt, singt heute nicht.

Stephan Hermlin

Die Vögel und der Test

Zeitungen meldeten, daß unter dem Einfluß
der Wasserstoffbombenversuche die Zugvögel
über der Südsee ihre herkömmlichen
Routen änderten.

Von den Savannen übers Tropenmeer
Trieb sie des Leibes Notdurft mit den Winden
Wie taub und blind, von weit- und altersher,
Um Nahrung und um ein Geäst zu finden.

Nicht Donner hielt sie auf, Taifun nicht, auch
Kein Netz, wenn sie was rief zu großen Flügen,
Strebend nach gleichem Ziel, ein schreiender Rauch,
Auf gleicher Bahn und stets in gleichen Zügen.

Die nicht vor Wassern zagten noch Gewittern
Sahn eines Tags im hohen Mittagslicht
Ein höhres Licht. Das schreckliche Gesicht

Zwang sie von nun an ihren Flug zu ändern.
Da suchten sie nach neuen, sanfteren Ländern.
Laßt diese Änderung euer Herz erschüttern . . .

Wolfgang Weyrauch

Die japanischen Fischer

Ich schreibe von den Fischern, welche
den Thunfisch fangen vor dem Wind,
doch plötzlich ist die Nacht voll Grind,
voll Alchimie im Sternenkelche.

Ich schreibe von den grünen Hähnen,
von Blasebalg, Docht, Stearin,
von Fischern, die nach Japan fliehn,
vom Pilz in den entsetzten Kähnen.

Ich schreibe von dem Flug des Staubes
vom grünen Drachen, unsichtbar,
der Fledermaus im Fischerhaar,
vom grünen Star des blinden Raubes.

Ich schreibe von den Niederschlägen,
der Asche unterm Augenlid,
das schreit, weil es das Meer nicht sieht,
vom Rosenkranz, gedreht dagegen.

Ich schreibe von den Litaneien,
die Kniee beugt, daß Gott erbarm,
Herr Jesus Christ, es ist Alarm,
der Wolf ist in den Kleriseien.

Ich schreibe von den Zellgeweben,
das Blut leukämisch, tätowiert
die Haut, der Same amputiert,
vom Mund, wo die Ekzeme kleben.

Ich schreibe von den Längengraden,
vom Firmament, siderisch und
solar, von Ozean und Sund,
von Brise, Gegenwind und Schwaden.

Ich schreibe von der Bucht, der Küste,
vom Fischfang, auf dem Markt, verkauft,
von Fischen, mit Atom getauft,
vom Kuß des Blitzes auf die Brüste.

Ich schreibe von den Kommissionen,
Verdacht, Gerücht, Verhör, Zensur,
Gerät, von der Partikelspur,
von Sack und Asche der Neutronen.

Ich schreibe von den Quarantänen,
von Espenlaub und Gänsehaut,
der Donner rührt die arme Braut,
Gebell des Niemals in den Zähnen.

Ich schreibe von den hundert Scheiben,
die lauten: bin bloß noch ein Geist,
wie Kreide bleich, vom Schnee geweißt,
triefäugig hinter grünen Scheiben.

Ich schreibe Dir zum letzten Male,
ich, Vogelscheuche, Vogeldreck,
spiel Du jetzt mit den Kindern Zeck,
ich aber schreibe die Signale.

Ich schreibe sie in den Kassiber,
ins Klagelied, zum Papst, nach Rom:
steig in ein Schiff, komm zum Pogrom,
nein, setz Dich in ein Flugzeug lieber.

Ich schreibe, daß ich früher lachte,
Hallelujah, ein Kolibri,
bis das Gespenst von Bikini
dem Vogel einen Garaus machte.

Ich schreibe von der grünen Plage,
ich stelle Fragen, stelle Dich
zur Rede, laß mich nicht im Stich,
ich schreibe wie am Jüngsten Tage.

Ich schreibe von den Kinderheeren,
ich warne Dich, sie singen laut,
das Lied der Mirabellenhaut,
den Satz der neu verfaßten Lehren.

I 4. Das vorgesehene Verrecken

Karl Albrecht

Befehl aus dem Schubfach

Ja nicht daran rühren.
Nicht die grausige Ordnung
des vorbestimmten Zufalls
in dem Schubfach ändern.

Ein Blatt oder ein Vorurteil
aus seiner Lage gerissen
und alle Aufmarschpläne
sind blockiert.

Respektiert die Architektur
äonischer Blindheit.
Haltet die Schichten des Staubes
für spätre Enträtsler beisammen.

Getrost, wir bleiben trotzdem weiter
in der Leitung. Die Ferngespräche
werden mit der Ordnung länger.
Das Schubfach grüßt ein letztes Mal.

Günter Maschke

Regierungserlaß in nächster Zukunft

Zeitungsmeldung:
Eine Süßwarenfabrik in Leeds/England, hat die Produktion von „Anti-Fallout-Drops" aufgenommen.

Unnützes Zuckerwerk wird nicht mehr produziert.
Allein die Herstellung von Dropse gegen den Fallout ist wichtig.

Zum Wohle unsrer Bürger ist ab heut Gesetz,
daß jeder 4–5 Stück täglich lutsche.

Die Polizei wird angehalten zur Kontrolle.
Sie schaut verdächtigen Personen in den Magen.

Der Jüngste Tag fällt aus.
Selbst wenn er käme – was wir heut schon dementieren –, gelang es uns, das Sterben für die Freiheit angenehmer zu gestalten.

Verwechseln wird man unsre Herrenrasse
mit Fischen, die auf Bäumen sich vergnügen,
mit Fledermäusen, oder auch mit Kröten.

Doch der Geruchssinn lehrt den Unterschied.
Das Fehlen süßen Dufts nach Drops kennzeichnet niedre Kreaturen.

Gerhard Prager

Überstanden

Der Zehnjährige

Ich habe überstanden:
Gouvernanten,
Matrosenanzüge,
Sonntagsspaziergänge.
Meine Träume sind:
Antigouvernantenträume,
Antimatrosenanzugsträume,
Antispaziergangsträume.

Der Zwanzigjährige

Ich habe überstanden:
Mathematikarbeiten,
Vaterzorn,
Backfischgelächter.
Meine Gedanken sind:
Antimathematikgedanken,
Antivatergedanken,
Antibackfischgedanken.

Der Dreißigjährige

Ich habe überstanden:
Krieg,
Angst,
Gefangenschaft.
Meine Gebete sind:
Antikriegsgebete,
Antiangstgebete,
Antigefangenschaftsgebete.

Der Vierzigjährige
Nicht überstehen werde ich:

Das Atomgeschütz Anna
in Baumholder
bei Kaiserslautern.
Und deshalb:
Keine Träume mehr!
Keine Gedanken!
Keine Gebete!

Hans Magnus Enzensberger

Doomsday

denkbar immerhin
wenn auch nicht glaublich
daß es ausbliebe
das vorgesehne verrecken
daß der frieden über uns käme
im ernst
sanftmütig
unerbittlich

erbleichend erbrächen wir den brief
mit der nachricht:
schrottreif
die glorreichen werke
umsonst geschält
auf den kongressen
die dürren äpfel: spieltheorie
wahrscheinlichkeitsrechnung

vergebens geblickt
auf das letzthinnige
und unser gerät
das unfehlbare
vor seinen opfern zunichte
die erbauer hilflos
ausgeliefert ihrer vernunft
lebenslänglich

verurteilt uns zu verstellen
ganz als wären wir menschen
denkbar immerhin
wenn auch nicht glaublich
die katastrophe wäre da

wenn über uns käme die nachricht
daß sie ausbleiben wird
für immer

verloren wären wir:
wir stünden am anfang.

I 5. Der Tag X

Martin Gregor-Dellin

Der Mann mit der Stoppuhr

Das Bild des Mannes mit der Stoppuhr trägt gewisse menschliche Züge, wir porträtieren ihn von links unten, so daß wir ihm ein wenig unter den Helm sehen, den olivgrünen dünnwandigen Preßstoffhelm, unter die Gehirnschale, die sich über einer Masse wölbt, weiß und breiig, geeignet, Kant zu verstehen und die Theorie des Mehrwertes, Harmonielehre oder aber die banale Anweisung, durch Ansagen von Sekunden – DREISSIG – die Alleszerstörung, des Planeten Zerstäubung, Verdampfung auszulösen; ein Gehirn, sagten wir, geeignet, in Bildern zu denken und Gleichnissen, wir wissen sonst nichts weiter von seinem Gehirn, als daß es unerforschte Zonen enthält, ähnlich den weißen Flächen der Landkarte, und gelegentlich veranstaltet es das Blitzspiel eines Traumes, aber es ist nicht mehr feststellbar, wenn Pika-don, der Pilz aus Feuer, sich über eine Stadt stülpt, vielleicht auch schon, wenn diese Minute zu Ende ist und die weißen Zonen ihn und uns alle getäuscht haben: der nukleare Aufstand war dort vielleicht nicht vorgedacht, des Versuches schamlose Zuckung verselbständigt sich, gischtet auf den kochenden Kämmen der Weltmeere, frißt die bewaldeten fruchttragenden besiedelten Zonen (Grenzen sind jetzt hinfällig), Sodom und Nagasaki von Pol zu Pol, Sonnenlicht schwärzt ihn, während an einigen Orten noch immer Frauen mit Bedenken Gemüse wählen, Männer um Paragraphen streiten; die Welle kehrt dann auch Blasen treibend zurück zum Gesicht jenes Mannes mit der Stoppuhr: dieser hier heißt George, sein Vater war Antiquitätenhändler, heiratete eine (sagt man) liebe treusorgende Hausfrau und wurde endlich mit diesem prächtigen Sohn beschenkt, dessen Bild uns jetzt bekannt wird, einprägsam bekannt: er lehnt an jener Reling genannten Brüstung des Vermessungsschiffes und unter ihm die Wasser des Meeres, er hat sehr kleine Augen, kühle Augen, meerblaue Augen, er hat ebenso kleine Ohren, mit denen er seine eigene Stimme, seinen eigenen Atem hört, wie er auch schon den Vater gehört, rechnen gehört hat, der seine Ge-

schäfte tätigte, kleine Geschäfte, grundanständige Käufe und Verkäufe, und von seinem Vater hat er, Georgie, diese Leidenschaft zur Präzision, er ist überall schnell vorwärtsgekommen, er ist zuverlässig, er wird keine Sekunde versäumen, auf seinem Zifferblatt keine Sekunde – ZWANZIG – von all den schnell vorwärtszuckenden Sekunden, er ist sehr angesehen unter seinesgleichen, man hat ihn für höhere Aufgaben auserwählt, sein Fischmund ist schmal, (auf den Bildern der Wochenschau, wenn wir sie noch zu sehen bekommen), und genau bis dahin, bis zum Fischmund, reicht der Schatten seines Helmes – das Sonnenlicht ist südlich grell –, nur ein Stück tiefer ist noch einmal sein Kehlkopf schwarz verschattet, dieser Kehlkopf, der sich deutlich beim Sprechen bewegt, ZEHN, und alle Aufmerksamkeit gilt jetzt diesem Kehlkopf, dem elektrisch und drahtlos weitergegebenen Schwingen seiner Stimmbänder, dieser Stimme, die schon von Kindheit an denselben weichen, singenden Tonfall hat, Georgies Kindheit spielte sich zwischen den Porzellanen und Figuren der Antiquitätenhandlung ab, und er war fünf Jahre alt – FUNF – als er die Nachbildung einer Figur von Leonardo umstieß und kopflos machte, kopflos wie seinen Vater, dessen Bilanz immer mehr dem Nullpunkt zustrebte, aber der hat das nicht mehr erlebt, Friede seiner Asche, Asche, ja, er ist verbrannt worden, verbrannt worden, er kam bei einem Flugzeugunglück ums Leben, es war nicht mehr viel zu sehen von ihm – sagen wir also: das Bild des Mannes mit der Stoppuhr trägt gewise menschliche Züge, sein Mund spricht VIER mit Gelassenheit aus, er hat den Geschmack von Spiegelei auf der Zunge, er muß jetzt schnell an geröstete Haferflocken denken, er sollte an etwas anderes denken, aber wir sehen nicht einmal seine Hand zittern, nein, seine Hand zittert nicht: vielleicht für immer verloren Whitman und Tolstoi und auch Leonardos unversehrtes Original, auf eine Karte gesetzt die Summe von Tausendundeine Nacht, Bach und Penthesilea – DREI – und der Daumen des Mannes mit der Stoppuhr (habe

nun, ach, Philosophie) knickt langsam ein, und unter ihm werden zermalmt werden Baum und Blume, Haus, Hof und Feld, Tisch und Tier, des Menschen Antlitz, und sein Jauchzet, frohlocket! in einem Röcheln ersticken, denn vielleicht – ZWEI – auch Thomas Mann und Einstein umsonst von Erkenntnis gequält, Giordano noch einmal verbrannt, Münzer noch einmal verurteilt, noch einmal Hannibal ante portas, denn deine Hand zuckt – EINS – der Daumen biegt sich der Handfläche zu, der Uhrzeiger rückt (vor deinen Thron tret ich hiermit) auf volle Umdrehung, unter dem Kehlkopf springt der Schatten weg in die Ewigkeit: SEKUNDE NULL.

Oskar Maria Graf

Apokalypse

Nach den wirren, entscheidungslosen Jahren, die dem letzten, großen Weltkrieg gefolgt waren, gingen auf einmal wieder Vernichtung und Massentod um. Ein neuer Krieg raste um den Erdball. Wie und warum er gekommen war, wußte im Grunde niemand. Die mißtrauisch gewordenen Völker ergingen sich in dunklen Mutmaßungen, und die Regierungen verbreiteten plausibel klingende Lügen. Das erstaunlichste war nur, daß die Menschmassen kaum erschraken und in bestimmten Ländern sogar etwas wie eine jähe, flüchtige Erleichterung nach einem dumpfen Alpdruck empfanden. Aller Wahrscheinlichkeit nach war ihnen das, was sie in den letzten trüben Jahren als den schüchternen Anfang irgendeines Friedens erlebt hatten, noch gar nicht als das Ende, sondern nur als eine Unterbrechung des Krieges erschienen. Das vorher Durchlebte geisterte noch düster und traumhaft in ihrem benommenen Gefühl. Im wilden Getümmel der Geschehnisse jedoch wurde sehr bald überhaupt nichts mehr bestimmbar, denn dieser neue Losbruch war kein Menschenkrieg mehr. Die Elemente schienen auf die Erde niedergebrochen zu sein, und setzten die Armee außer Aktion.

Es war, als flüchteten die Menschen vor ihren eigenen Werken und verkröchen sich vor deren Furiengewalt. Schon nach kurzer Zeit wußte niemand mehr, wer gegen wen kämpfte, und wenngleich noch immer von irgendwoher Stimmen durch den verpesteten Äther drangen und den Radiohörern das Vorhandensein einzelner Regierungen oder eines Rates der „Vereinten Nationen" vortäuschten – rasch wurde all dies unwirklich. Jede Ordnung zerstäubte gleichsam. Die Erinnerungen an das Vorher versanken. Ursache und Zeit schienen verweht und zerblasen, und nur die Wirkung war überall dieselbe: Auf belebte Seehäfen und blühende Millionenstädte an den Küsten der Weltmeere fielen fast lautlos übergrelle Riesenblitze vom Himmel herab. Die erschreckten Menschenmassen wurden unruhig und jagten nach allen Seiten. Ein seltsam verhaltenes, unterirdisches Grollen lief

unter ihren Füßen, und schon brachen die Häuser krachend auseinander und begruben alles. Die Erde barst, und Tausende fielen in ihre breiten, tiefen Rinnen. Die von Panik ergriffenen Massen erreichten das Meerufer und stürzten sich, alles überrennend, in die kochend heißen Fluten. Im Brodeln der erhitzten Wellen schwammen unzählige verendete, weißbäuchige Fische aller Größen. Flatternde Möwen erstarrten in der sengenden Luft und fielen wie verrußte Trauben mit den emporgeschleuderten, zischend platzenden Menschenleichen auf die stürmische Wasseroberfläche herab. Gespenstisch trieb das schaurige Gemeng ins Ungewisse. Das unterirdische Grollen brach plötzlich in ein peitschendes Krachen, und wie ein Fanal des kommenden Weltuntergangs warf eine riesige Feuerwolke Stadt und Land und Meer weithin ins hohe Nichts des Himmels und regnete als sengender Staub wieder hernieder. Erst nach langer Zeit verglommen die fressenden Flammen. Staub und verkohltes Geriesel, soweit das Auge reichte. Häuser und Gärten, Wälder und Wiesen, Menschen und Tiere waren weggeätzt. Ein giftiger Dunst stand über der Stille. Eine nackte Wüste lag leblos da. Und im Innern vieler Länder war es nicht anders. Wie eine unaufhaltsame Flut flohen die Menschenscharen überall ins Nirgendwo. Sie flohen ohne Hoffnung, in fassungsloser Verzweiflung. Sie flohen, soweit das überhaupt noch möglich war, nicht nur aus dem Umkreis der zu Staub gewordenen Städte und Industriereviere; sie flohen auch, weil außer den weißen Blitzen der Atombomben und der Raketenstreuer, die das schleichende Gift tückischer Bakterien über die Landschaft säten, plötzlich beißende Kältewellen daherwehten, die in wenigen Minuten alles bis zur tödlichen Starrheit gefrieren ließen. Sie flohen aus Flecken und Dörfern, aus scheinbar geschützten Winkeln und aus jeder Art von Seßhaftigkeit und sie flohen, obgleich sie dunkel witterten, daß überall das gleiche Verderben auf sie lauerte.

Wohin zogen sie eigentlich? Ein Ziel gab es nicht mehr. Alles

blieb dem Zufall und dem augenblicklichen Glück überlassen. Unversehens gerieten die Wandernden in radioaktive Strichweiten und starben. Sie tranken Wasser aus vorüberfließenden Bächen, bekamen quälendes Erbrechen, wanden sich veitstanzgleich und gingen ein wie schauerlich verrenkte Tiere. Von irgendwoher zogen ihnen Schwaden von süßlichem Leichengestank entgegen. Eilends schwenkten sie in eine andere Richtung ab. Auf Sichtweite tauchte eine halbzerstörte Stadt auf. Seltsam flimmerten die Ruinen. Kein aufsteigender Rauch, kein fernes Geräusch – nichts lebte. Einige eisüberzogene Häuser mit merkwürdig verzogenen, geborstenen Wänden. Die Fensterscheiben waren gesprungen. Auf dem Damm waren die Gleise hochgebogen und frostweiß.

Es gab überhaupt keine Heimat mehr. Noch nicht einmal eine Zuflucht. Das war das Ende.

Die Stimmen verebbten. Die Nacht sank herab. Stumpf legten sich die Tausende auf die Erde, und es war, als verschlucke sie das barmherzige Dunkel.

Marie-Luise Kaschnitz

Der Tag X

Sie wissen schon, was für einen Tag ich damit meine. Das X steht da für ein U, U gleich Untergang, Weltuntergang nicht gerade, aber doch etwas Ähnliches, unsere Stadt weg, alle Häuser, Schulen, Bibliotheken, alle Männer und Frauen und Kinder, alles, wofür wir gelebt haben, und es mag sein, daß dann noch menschliche Wesen irgendwo herumkriechen, aber nicht lange, und was noch geboren wird, ist schon im Keime zerstört.

Dieser Tag X beschäftigt mich, ich mache mir meine Gedanken über ihn, aber in meiner Familie und auch unter meinen Freunden bin ich die einzige, die sich solche Gedanken macht. Ich darf auch nicht davon reden, ach, hör doch auf, heißt es gleich, dazu kommt es nicht und wenn es doch dazu kommt, erfahren wir es noch früh genug. Weil ich also nicht reden darf, muß ich es aufschreiben; ich muß diesen Tag X beschreiben, der natürlich anfängt wie alle Tage und auch weitergeht wie alle Tage, Sie werden schon sehen. Was für Wetter an dem Tage ist, kann ich natürlich nicht wissen, aber nehmen wir an, es ist schönes Wetter, nehmen wir an, der Sommer hat sich gewendet, die Sonnenblumen blühen. Ganz unvorbereitet sind wir nicht, es herrscht Krisenstimmung, eine politische Krise, wie gehabt, ja natürlich wie, besonders in dieser Jahreszeit, schon oft gehabt.

Ich wache an dem Tag früh auf, sehe durch einen Spalt zwischen den Vorhängen den reinen Septemberhimmel und dann schaue ich auf die Uhr. Es ist erst sieben Uhr, ich könnte meinen Mann noch eine halbe Stunde schlafen lassen, aber weil ich das bestimmte Vorgefühl habe, tue ich es nicht. Vielmehr wecke ich ihn vorsichtig und sage, du hast noch Zeit, aber es handelt sich um die Kinder, das heißt darum, ob die Kinder in die Schule gehen sollten oder nicht.

Mein Mann setzt sich im Bett auf und reibt sich die Augen. Warum denn, fragt er, warum nicht in die Schule? Sind sie krank oder ist eine ansteckende Krankheit ausgebrochen,

das hättest du gestern schon sagen können, du hast aber nichts gesagt.

Weil, antwortete ich, keine ansteckende Krankheit ausgebrochen ist und die Kinder auch nicht krank sind und weil ich gestern abend noch nicht wußte, was ich jetzt weiß, nämlich, daß dies unser letzter Tag ist, und ich finde, wir sollen beisammen bleiben.

Unser letzter Tag, wiederholt mein Mann ganz erstaunt, wieso denn das, und dann fängt er an zu lachen und sagt, laß dich doch nicht verrückt machen, das kommt schon alles wieder in Ordnung, schließlich weiß ja jeder, daß dabei nichts heraus kommt und daß es am Ende keine Sieger und keine Besiegten gibt.

Das hast du schon oft gesagt, sage ich, während ich auf dem Bettrand sitze und meine Strümpfe anziehe, es kann wahr sein, es muß aber nicht wahr sein, ich meine, daß das jeder weiß und sich auch danach richtet und heute ist es eben so weit, es ist unser letzter Tag.

Mein Mann sieht mich ganz freundlich von der Seite an und dann schlägt er vor, die Zeitung aus dem Briefkasten zu holen, und ich weiß schon, daß ich an der Zeitung keine Stütze habe, weil ja solange „es" nicht geschehen ist, nichts geschehen ist und weil keine Zeitung der Welt je schreiben würde, Ihr müßt sterben, macht euch bereit.

Ich bin jetzt fertig angezogen und gehe ins Kinderzimmer, wo sonst um diese Zeit meistens eine trübe Stimmung herrscht; entweder liegen die Kinder noch in den Betten und man muß ihnen die Decke wegziehen oder sie sind ungewaschen bereits angezogen, haben ihr Vokabelheft oder ihr Mathematikbuch aufgeschlagen und sagen, laß uns in Ruhe, zum Frühstücken haben wir heute keine Zeit.

Die Kinder, zehn und zwölf Jahre alt, zwei Knaben, sind ihrem Alter entsprechend wenig zärtlich, mit einem Kuß am Morgen kann ich schon gar nicht mehr rechnen. Daß sie mir an dem Tag, von dem ich spreche, entgegenlaufen und mich umarmen,

zerreißt mir das Herz. „Warum", frage ich atemlos, „seid ihr denn aufgestanden, wo ihr heute gar keine Schule habt?" „Keine Schule", sagte der ältere Junge, „bei dir piepts wohl", ja, so drückt er sich aus und tippt sich sogar mit dem Finger gegen die Stirn. Und dann stellt sich heraus, daß heute in seiner Klasse zwei Stunden lang Filme gezeigt werden, während in der Klasse des Kleinen offenbar etwas im Gange ist, eine Verabredung zum Rauchen in der großen Pause oder weiß Gott was, ein interessanter Tag jedenfalls, ein nicht zu versäumender Tag.

„Ihr habt aber doch keine Schule", sage ich tapfer und fange an, die Betten auszulegen, um den Kindern nicht in die Augen sehen zu müssen. „Woher weißt du das", fragt der Ältere, und ich sage, „ich habe es gehört" und bereue schon alles, weil jetzt in den Kindern ein Verdacht aufsteigen könnte, aber, „da will ich doch lieber mal anrufen", sagt der Ältere ganz sachlich und reißt schon die Türe auf, und nun habe ich alle Mühe, ihn mit „nein laß nur, Du wirst schon recht haben", zurückzuhalten. Der Junge schüttelt den Kopf und denkt sich was über die Frauen, und mein Mann denkt sich auch was, und später, als nach einem stürmischen Frühstück die Kinder weggelaufen sind, spricht er es auch aus. „Wie du heute bist", sagt er, „so kenne ich dich ja gar nicht", weil mir die Tränen auf das Honigbrot tropfen, und die Haare habe ich mir auch noch nicht in Ordnung gebracht.

„Du hast recht", sage ich, „ich kenne mich so auch nicht, aber gerade deswegen muß etwas daran sein und der Kassandra hat auch niemand geglaubt." Und weil ich nun schon beim Altertum bin, erzähle ich meinem Mann von den, nach ihren Hohlformen in der Lava ausgegossenen Toten von Pompeji, die man in allen möglichen jämmerlichen Fluchtstellungen im Museum bewundern kann, oder beklagen, als vom Tod Überraschte, und am Ende sage ich, „so wird es uns ergehen".

Von dieser Erzählung ist mein Mann sehr unangenehm berührt. Er sieht mich ärgerlich an und trinkt ganz schnell seinen

Kaffee aus, und es ist gut, daß jetzt das Telefon läutet, an das sonst immer ich gehe, aber diesmal nimmt mein Mann selber den Hörer ab. „Ja, ich bin es", sagte er erfreut, „nein, ich bin noch nicht weg, ich kann Sie abholen, gern. Sie kommen schon auf die Straße, aber das wäre doch nicht nötig, so eilt es nicht." Ich überlege, wer das sein könnte, ein Kollege oder seine Sekretärin, jedenfalls eine Stimme des Lebens, eine Stimme, die sagt, es geht weiter, alles geht weiter, heute und morgen, es gibt keinen Tod.

„Ja, du mußt mich entschuldigen", sagt mein Mann und gibt mir einen Kuß, „und denk nicht an so gräßliche Sachen, das bringt dich nur herunter, du bist schon ganz blaß." Er verspricht mir noch, sobald er etwas Neues hört, anzurufen, und dann verabschiedet er sich und nimmt draußen die Wagenschlüssel vom Haken; ich höre das leise Klirren wie alle Tage und seine raschen Schritte auf der Treppe wie alle Tage, und bin einen Augenblick lang beruhigt, er hat recht, ich mache mich verrückt, ich mache alle verrückt.

Der Vormittag vergeht, wie er immer vergeht. Wir sind in ziemlich guten Verhältnissen, aber wir haben keine Bedienung. Also mache ich die Betten wie immer und wische Staub wie immer und gehe dann einkaufen und beim Einkaufen sperre ich die Ohren auf, um zu hören, was die Leute in den Geschäften sagen. Sie sagen aber nur das Gewöhnliche, „schönes Herbstwetter", und „wie war es im Urlaub", und „die Äpfel könnten auch billiger werden", und wenn ich versuche, das Gespräch auf die politische Lage zu bringen, haben sie es plötzlich außerordentlich eilig, „ja entschuldigen Sie, ich muß noch ins Fischgeschäft, ich muß noch auf die Bahn, meine Tante abholen, ich muß noch zum Friseur". Die Leute, die so reden und wegstürzen, kenne ich natürlich nur vom Sehen, aber den an der Haltestelle kenne ich wirklich, es ist der Pfarrer, bei dem meine Kinder Religionsunterricht haben. Er trägt sich nicht gern geistlich, er hat ein Baskenmützchen auf dem Kopf, aber das soll mich nicht hindern,

ihm eine geistliche Frage zu stellen. „Guten Tag, Herr Pfarrer", sage ich also, und er sagt „guten Tag, was machen die Buben, einen Schulausflug, hoffe ich, wer weiß, ob das schöne Wetter anhält, vielleicht ist heute der letzte Tag". „Ja", sage ich ganz erschüttert, „der letzte Tag, das mag sein, und was sollen wir tun, Herr Pfarrer, ich frage Sie, was sollen wir tun?" Der Pfarrer sieht mich ganz erstaunt an, aber dumm ist er nicht, er merkt etwas, also sagt er, „Sie dürfen sich keine Sorgen machen, wir stehen alle in Gottes Hand". „Aber das ist ja gerade, was ich will, mir Sorgen machen", sage ich. Nur daß dann schon die Elektrische heranrauscht, ein gewisser Herr zieht sein Baskenmützchen und springt auf das bereits überfüllte Trittbrett, ein Pfarrer, der im Leben steht, ja, das ist er und rennt von einem zum andern, immer unterwegs. Alle stehen fest im Leben, meine Familie und die Hausfrauen und der Pfarrer, nur ich nicht, obwohl ich soeben eine Kalbsschulter und ein halbes Pfund Champignons gekauft habe, man ahnt schon, was mir da vorschwebte, eine Art Henkersmahlzeit, mit süßer Speise, aber vielleicht will ich mich auch nur beschäftigen und überhaupt ist es schon spät. Es ist, wenn ich nach Hause komme, gleich zwölf Uhr; und, vielleicht, denke ich, hat mein Mann unterdessen angerufen, er hat jetzt eine Sitzung, aber es wäre doch besser, wenn ich ihn herausrufen lassen würde, obwohl er das nicht leiden kann, ja geradezu haßt.

„Ja, was ist denn", fragt er, als ich ihn endlich am Apparat habe, denn auch ganz ärgerlich, und ich sage, „nichts. Nur, ich habe mich verspätet und möglicherweise habe ich deinen Anruf verpaßt". „Meinen Anruf", sagt mein Mann erstaunt, „wozu sollte ich denn anrufen", und ich frage, was mir gerade in den Sinn kommt und mir außerordentlich wichtig erscheint. „Fahren die Züge", frage ich mit zitternder Stimme. „Ja, liebes Kind", sagt mein Mann, „woher soll ich das wissen, wir tagen doch nicht im Bahnhofsgebäude, natürlich fahren die Züge, warum fragst du, willst du verreisen, oder warum."

„Nur so", sage ich, und hänge ein. Es vergeht ein halbe Stunde, während der ich, in der Küche beschäftigt, mir die Worte meines Mannes wiederhole, wobei sie bald tröstlich, bald aber auch höchst beunruhigend klingen. Schließlich halte ich es nicht mehr aus und laufe in die Schule, es ist die Gutenbergschule, die beide Kinder besuchen. Es trifft sich gut, daß vor dem Haupteingang der Direktor steht, er redet mit dem Hausmeister, augenscheinlich ist das Treppengeländer lose geworden und soll befestigt werden; der Direktor rüttelt an allen Eisenstäben und macht ein besorgtes Gesicht.

„Guten Tag, Herr Direktor", sage ich, „Sie haben es also nicht für nötig gehalten, die Kinder nach Hause zu schicken, Sie haben wahrscheinlich Nachrichten, erfreuliche, das ist schön." „Warum", fragt der Direktor ganz erstaunt, „sollte ich die Kinder nach Hause schicken." Er sieht mich an, als hätte ich den Verstand verloren, und ich sage schnell, „ja, warum eigentlich, Sie haben ganz recht". Ich gehe an ihm vorbei und er sieht mir mißtrauisch nach, auch der Hausmeister sieht mir mißtrauisch nach, aber sie können mir nicht verbieten, in die Schule zu gehen und meine Kinder abzuholen, es muß bald klingeln, die letzte Stunde ist gleich vorbei. Da kommt schon ein Trupp aus der Turnhalle, ich erkenne meinen älteren Jungen und werde rot vor Freude, wenn es jetzt kommt, denke ich, jetzt, dann haben wir uns wenigstens doch noch gesehen.

Der Junge läuft mit den anderen an mir vorbei, aber kaum, daß alle um die Ecke sind, kommt er noch einmal zurück und sagt zornig, „was willst du denn hier, du willst mich wohl blamieren, geh nur hinauf zum Klaus in die Sexta, aber der wird das auch nicht gern haben, eine Kleinkinderschule sind wir hier nicht".

„Nein, nein", sage ich, und gehe wieder, der Direktor, Gott sei Dank, steht nicht mehr vor der Tür. Da ich das Mittagessen so gut wie fertig habe, gehe ich ganz langsam nach Hause, an der Ecke kaufe ich noch eine Zeitung, in der aber dasselbe steht wie im Morgenblatt, viele Menschen sind unterwegs, Frauen in roten und blauen Kleidern, um den Blumenstand drängen sie sich und kaufen Sonnenblumen und tragen sie vorsichtig, den Abend erlebt keiner mehr. Ungeheuerlich ist das, denke ich, und sage das Wort ein paarmal, ein Wort wie Blitz und Donner, das in meinem Kopf zu dröhnen beginnt.

Indem bin ich bei unserer Haustüre angelangt und gehe die Treppe hinauf, die Kinder kommen mir nachgestürmt, sie sind hungrig und glänzender Laune, der Große hat schon vergessen, daß ich in der Schule war. „Laß doch das dumme Radio", sagt er, nachdem wir gegessen haben, „hilf mir lieber, wir haben deutschen Aufsatz, Wilhelm Tell, war die Ermordung Geßlers eine Rachetat oder nicht?" „Ja", sage ich, und betrachte seine glatte schöne Stirn, seine festen Arme, „vielleicht war sie das. Ich möchte nur eben noch die Nachrichten hören, setz dich schon hin." Ich sehe auf meine Armbanduhr, es ist Zeit für die Nachrichten, aber es kommen keine, stattdessen wird Schlagermusik gespielt. „Wie war das also mit dem Tell", fragt der Junge, „was hast du für eine Ansicht", und, Tell, denke ich, hohle Gasse, wir gehen durch die hohle Gasse, fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen, auch unsere Uhr ist beinahe abgelaufen, nur daß es keiner weiß. Doch, einer weiß es, einer hat angeordnet, Schlagermusik statt Nachrichten; einer weiß es, der schickt uns in den Tod.

„Du könntest", wirft der jüngere unserer Söhne ein, „mir helfen, das Aquarium sauber zu machen, der Vater sagt, die Fische ersticken, und wenn sie ersticken, kauft er mir keine mehr." Das Wasser im Aquarium ist eine trübe Brühe, in der man die hübschen Schleierschwänze wie graue Schatten treiben sehen kann. Ersticken, denke ich, vielleicht werden wir ersticken, was tut ein zum Tode Verurteilter in den letzten Augenblicken seines Lebens, jedenfalls schreibt er keinen deutschen Aufsatz und wischt nicht an den schleimigen Schei-

ben eines Fischbehälters herum. „Ich will Euch etwas vorlesen", sage ich, und laufe an den Bücherschrank, Goethe, Trilogie der Leidenschaften, das ist nichts für Kinder, Jean Paul, Hesperus, egal, nur irgend etwas, schnell, ehe sie widersprechen können. Schon lese ich, hastig und zugleich auch stockend, wie sollen die Buben das verstehen, aber sie sollen es gar nicht verstehen, nur etwas mitnehmen, ein paar Worte, die ein Dichter geschrieben hat, auf ihren Weg in die Finsternis, den wir in Rudeln antreten, in ganzen Völkern, Schatten neben Schatten, alle ohne Gesicht. Ich lese und der Kleine fängt indessen die Fische mit einem kleinen Netz und setzt sie in ein Marmeladenglas, was seine Aufmerksamkeit völlig in Anspruch nimmt. Der Große zeichnet Fußballmännchen auf ein Löschblatt, nach einer Weile unterbricht er mich und sagt höflich, „ganz schön, Musch, aber ich muß den Teil machen, dazu habe ich jetzt keine Zeit". „Ja", sage ich und denke, mach deine Rechnung mit dem Himmel, was für eine Zumutung, und wie macht man das überhaupt, seine Rechnung mit dem Himmel, man kann ihm am Ende doch nichts präsentieren als ein lange Soll-Liste, dazu braucht man der Landvogt Geßler nicht zu sein.

Wie spät ist es, frage ich und bin schon im Begriff, den Kindern alles zu sagen, aber auch das Sagen ist ja eine Ungeheuerlichkeit, und darum warte ich lieber, bis mein Mann nach Hause kommt, der vielleicht etwas Neues weiß. Er kommt kurz nach 5 Uhr, er weiß nichts Neues, meinen Anruf erwähnt er nicht. Ich stehe am Fenster, die Wagen fahren alle in eine Richtung, stadtauswärts, kein einziger in die Stadt hinein. Natürlich, denke ich, aber es hat keinen Sinn, wegzulaufen, mein Mann dürfte das auch gar nicht, als Beamter, niemand darf weglaufen, niemand darf die Panikstimmung erhöhen.

Von Panikstimmung ist keine Rede, auch was die Automobile anbetrifft, muß ich mich geirrt haben, wie leicht bildet man sich so etwas ein. Gegen sechs Uhr ruft ein befreundetes

Ehepaar an, um uns für den nächsten Abend einzuladen, wir haben auch Karten für ein Konzert, ich frage bei der Kasse an, ob das Konzert stattfindet, und eine Stimme fragt zurück, wieso nicht. Mein Mann hat sich Arbeit mitgebracht und sitzt am Schreibtisch, die Kinder spielen jetzt Fußball auf dem Hof. Ich krame ein paar alte Fotografiealben heraus und schleppe sie zu meinem Mann ins Zimmer. „Das waren wir", sage ich, „ein paar Tage nach unserer Hochzeit, das war der Große, als er ein Jahr alt war, das sind wir im Urlaub in Positano, sieh nur, da klettern wir über die Felsen, da fahren wir mit dem Boot." Jedes der eingeklebten Bildchen ruft eine Menge von Erinnerungen hervor, Landschaften, Gespräche, Streit und Zärtlichkeiten, Tage und Nächte, das ganze Leben kann da noch einmal aufsteigen, und das will ich auch, ich kann meinem Mann keines Liebeserklärung machen, aber ich kann ihm das zeigen, ein Leben voll Liebe an unserem letzten Tag. Ich schiebe also ganz vorsichtig das erste Album über die Akten, die mein Mann vor sich liegen hat, und „ach ja", sagt er höflich und schaut sich ein paar der alten Bildchen an. Aber dann sieht er auf die Uhr und fragt, „können wir das nicht am Abend machen oder am Sonntag, ich habe noch zu tun".

Wir essen am Abend immer kalt und natürlich beten wir nicht vor dem Essen, also sind, wenn ich dann vor meinem Stuhl stehen bleibe und die Hände falte, die Kinder erstaunt und mein Mann sieht mich mißbilligend an. Ich versuche es aber doch, ich sage ein kleines Gebet, das wir als Kinder gelernt haben, und dann sage ich noch alles mögliche andere, in wirren Worten und mit rotem Kopf danke ich für unser Leben und bitte um einen gnädigen Tod. Ich merke schon, daß mein Mann mich unterbrechen will und natürlich unterbricht er mich auch, sagt mit fester Stimme, „jetzt wollen wir essen", und setzt sich hin. Die Kinder setzen sich auch hin, sie sind ganz erleichtert und fragen, ob wir nach Tisch noch mit ihnen spielen werden, z. B. das Quartett mit den Automarken, das ich

so stumpfsinnig finde, aber mein Mann sagt „ja". „Wir wollen nur vorher noch die Nachrichten hören", sagt er, mit einem Blick auf mich, wahrscheinlich denkt er, das wird sie beruhigen, wer weiß, was sie sonst wieder anstellt, sie hat einen schlechten Tag.

„Ja", sage ich, „das können wir versuchen, aber es wird nicht gelingen, es hat auch mittags keine Nachrichten gegeben, stattdessen Schlager, auch ein Lied auf Italienisch übrigens, Firenze in un manto di stelle, aber Nachrichten nicht." „Das wollen wir doch einmal sehen", sagt mein Mann, „es ist gerade acht Uhr" und nun gehen wir alle ins Wohnzimmer hinüber, wo der Rundfunkapparat steht. Wir setzen uns auf die Stühle und warten darauf, daß das Auge grün wird und die bekannte Stimme zu reden beginnt. Das Auge wird auch grün, aber die Stimme kommt nicht, statt dessen ein Ton, ein ganz unbeschreiblicher, ein klagendes Brausen, das auf- und abschwillt, wie eine Sirene und doch wieder anders, und vielleicht kommt es gar nicht aus dem Kasten, sondern von draußen und es macht einen verrückt.

Was denn, sage ich plötzlich ganz lustig, das dumme Gepiepe, ein Defekt ist das, da kümmern wir uns gar nicht darum. Wir spielen Quartett. Lauft, holt die Karten und Gewinne gibt es heute, erster Preis, zweiter Preis, dritter Preis, ich habe da noch etwas in der gewissen Schublade, das hole ich jetzt, und bitte, stellt inzwischen die Stühle zurecht. Mein Mann wirft mir einen Blick zu, einen Blick voll von Schrecken, aber ich will nicht darauf eingehen, ich wollte es einmal, aber ich will es nicht mehr, ich bin anderer Ansicht geworden, der Ansicht nämlich, daß nur das Leben das Leben noch retten kann. Ich laufe an den Schrank im Schlafzimmer, ein schöner blauer Ball mit Sternen ist noch da, eine Stablampe und ein Feuerwehrauto, so groß ist das, ich muß es verstecken, in ein Frottiertuch aus dem Badezimmer wickle ich die Preise ein. Kommst du, ruft mein Mann mit erstickter Stimme, ja, mit erstickter Stimme, und ich gehe ins Wohn-

zimmer, lachend, mit meinem komischen Paket unterm Arm. Das Sausen ist immer noch zu hören, aber man kann es übertönen, wir haben Grammophonplatten, wir haben sogar das Lied Firenze in un manto di stelle, ja die Platte lege ich jetzt auf und setze die Nadel ein. Die Platte ist ziemlich laut, mit Orchester und inzwischen hat der Große die Karten verteilt und schreit, „wer darf anfangen, ich, und hast du, Papi, unter Lastwagen den Goliath", und mein Mann schreit zurück, „bedaure, nein".

Ja, so wird es sein und bei der Kassandra war es gewiß nur deswegen anders, weil sie keinen Mann und keine Kinder hatte, die sie betrügen mußte, wie ich meinen Mann und meine Kinder jetzt betrüge, obwohl es doch folgerichtig wäre zu sagen, da habt ihr es, ihr müßt sterben, warum habt ihr mir nicht geglaubt. Ich sage das aber nicht und am Ende dieses langen Tages ist es dann schließlich so weit, ich betrüge mich selbst. Es wird nichts mehr geschehen, denke ich, der Tag ist fast vorüber und fange schon an, Pläne zu machen, ganz laut, „ist nicht morgen Sonntag, nein, vielleicht nicht, aber es kommt ein Sonntag, da werden wir hinausfahren an den See. Wir werden hinausfahren, hört ihr", und die Kinder schreien, „dürfen wir das Faltboot mitnehmen und die Badeanzüge", und ich weiß, es ist viel zu kalt zum Baden, aber ich sage „ja". In diesem Augenblick wahrscheinlich wird es geschehen, das, was ich nicht beschreiben kann, ich weiß nur, wir erschrecken alle furchtbar und springen auf und stürzen hierhin und dorthin, und so wird man uns eines Tages finden, ich meine unsere Skelette, mit eingezogenen Hälsen und gespreizten Fingern. Weiß Gott, was sie einmal darin gehalten haben, vielleicht Spielkarten, nur, daß dann niemand mehr da ist, der unsere Skelette finden und der sich über unsere Familie oder über irgendeine Familie Gedanken machen kann.

Günther Weisenborn

„Tag X"

Ein trockener, ein wenig staubiger Sommertag, der Himmel dunstig, perlmuttern schimmernd. Hier ist das Ruhrgebiet, jene von Städten bewachsene Kohlelandschaft, in der nicht Kathedralen wachsen, sondern Fördertürme und Kohlenhalden.

Die Terrasse des großen Kaffees war dicht von Menschen besetzt, die an den Tischen saßen und mit der harten, westfälischen Sprache ihre Liebesdialoge führten oder von Geschäften oder von ihrem Leben berichteten, jeder sich selbst erklärend, wie es der Brauch ist unter den Menschen. Draußen rollten die Autos, hielten, fuhren an, Straßenbahnen bogen lärmend um die Ecke. Es war eine große, lebendige Stadt, in der wir am Kaffeetisch saßen.

Ein kleiner alter Mann schob sich durch die Tische mit einem spitznasigen Beamtengesicht, das freundlich lächelte. Er legte unauffällig auf jeden Tisch ein Blatt Papier, auch auf den Tisch, an dem ich allein saß. Es war ein Flugblatt gegen die atomare Aufrüstung. Ich las es. Eindrucksvolle Feststellungen waren darin abgedruckt. Als ich wieder aufsah, hatte sich die Umwelt in meinen Augen ein wenig verändert.

Ich sah die hochblonde Dame am Nebentisch lächeln. Sie hob die Hand, an der ein Diamantring blinkte und lächelte den Rechtsanwalt an, dessen Augen sie musterten. Die hochblonde Dame auf der lichterstrahlenden Kaffeeterrasse zeigte mit einem Finger auf ein Stück Kuchen. Die Verkäuferin mit einem weißen Häubchen im Haar hob lächelnd den Kuchen mit der Zange. Da kam der Blitz.

Die Häuserfronten sanken weich und pflanzenhaft in die Erde. Auf der belebten Kaffeeterrasse verdampften die noch lachenden Gäste an den fliegenden Tischen. Die Hand der hochblonden Dame verglühte. Vom Hotel drüben blieb nichts als ein siedender Sumpf. Die Autokolonnen schoben sich noch einige Meter als ein Kordon von sich aufbäumenden Glühwürmchen dahin, ehe sie elegant zusammenschnurrten und vertropften. Die Dächer erhoben sich seufzend, segelten durch die Luft und zerfielen in unzählige niederregnende Ziegel. Die Abwässerkanäle kochten über, die Kirchen neigten sich devot und knieten nieder. Der Funkturm faltete sich rasselnd zusammen, das Rathaus hüpfte in die Erde, und in wenigen Minuten hatte sich die hundert Meter hohe Metropole in ein katalaunisches Blachfeld verwandelt. Dann kam der kleine Orkan, ein Feuersturm mit einer Gewalt, die Ruinen, Parks und einige Kindergärten in Asche verwandelten. Man hörte noch ein Zwitschern wie von erschreckten Sperlingen, eh die Stimmchen verhauchten und die kleinen Leiber verkochten. Die U-Bahnschächte, die eingedrückt waren, füllten sich mit der Luft der Schreie und dem Gas des Sterbens. In den Kartoffelkellern wanden sich tausend gedunsene Hausfrauen, eh sie verröchelten. Die Wassermassen der Großstadt sprengten die Rohrsysteme, überfluteten die Fundamente und verzischten. Es gab keine Augen mehr, die den aufsteigenden Rauchpilz sehen konnten, sie waren geplatzt, oder wie winzig blaue oder goldbraune Ballons aus den Gesichtern gestiegen, verdorrt wie Rosinen oder weggeflogen. Die Millionenstadt hätte einen Güterzug mit getöteten Augen füllen können. Zersprengte Gliedmaßen wirbelten hoch wie Schwärme ärgerlicher Vögel, die goldplattierte Ringe trugen. Wolken von Sperlingen wurden in der Luft ereilt und fielen träge wie ein Sonntagsregen. Geradezu freundlich wirkten die bläulichen Gasexplosionen, die hier und da aus dem Pflaster schossen. In eine geschützt stehende Telefonzelle hatten sich Passanten geflüchtet. Sie standen so dicht gedrängt wie Fische in der Dose und waren totgesotten worden, geschmorter Rosenkohl über den Hälsen, dort, wo sie ihr Leben lang Gesichter getragen hatten.

Eine Kolonne von Panzern – tosende Kriegsungeheuer, teuer und dräuend wie Stahlmasken der Primitivität – schmolzen fahrend wie heiß gewordene Schokolade, zogen eine Weile noch Spuren und veraschten mit den entsetzt piependen Kriegsheroen darin. Die Generale schmorten, ebenso die

Politiker, die ständig Stärke verlangt hatten. Hier war sie, die Stärke. Die letzten Atemzüge der Stadt zusammen hätten einen Sturmwind, einen Weltseufzer ergeben, so millionenfach platzten die Lungen.

Der jüngste Tag war nie so vollendet von düsteren Dichterhirnen geträumt worden wie dieser gleichgültige Mittwochabend, denn hier explodierten nach allem Haß der Menschen und ihn technisch fortsetzend endlich die listig gedrillten Atome. Hier kam er endlich, der Krieg, der nur Besiegte kannte, Schuldige und Unschuldige, jene, die in ihrer Torheit den Krieg vorbereitet hatten und jene, die mit ihrem Verstand der Bombe den Weg gebahnt hatten.

Unter dem Himmel stand ein Rauchpilz. Er war größer als die Stadt darunter. Er vergrößerte sich ständig. Er war nicht allein. Ein blühender Garten von Rauchpilzen erhob sich über ganz Europa, grau, rotgetigert, leichenweiß und schwankend.

Wirklich schöne Rauchpilze standen darin, gepflegt, üppig genährt und hochstielig, eine prachtvolle Ernte. Es waren aber auch ausgezeichnete Gärtner gewesen, die die reiche Ernte vorbereitet hatten.

I 6. Heimsuchung

Politiker, die ständig Stärke verlangt hatten. Hier war sie, die Stärke. Die letzten Atemzüge der Stadt zusammen hätten einen Sturmwind, einen Weltseufzer ergeben, so millionenfach platzten die Lungen.

Der jüngste Tag war nie so vollendet von düsteren Dichterhirnen geträumt worden wie dieser gleichgültige Mittwochabend, denn hier explodierten nach allem Haß der Menschen und ihn technisch fortsetzend endlich die listig gedrillten Atome. Hier kam er endlich, der Krieg, der nur Besiegte kannte, Schuldige und Unschuldige, jene, die in ihrer Torheit den Krieg vorbereitet hatten und jene, die mit ihrem Verstand der Bombe den Weg gebahnt hatten.

Unter dem Himmel stand ein Rauchpilz. Er war größer als die Stadt darunter. Er vergrößerte sich ständig. Er war nicht allein. Ein blühender Garten von Rauchpilzen erhob sich über ganz Europa, grau, rotgetigert, leichenweiß und schwankend.

Wirklich schöne Rauchpilze standen darin, gepflegt, üppig genährt und hochstielig, eine prachtvolle Ernte. Es waren aber auch ausgezeichnete Gärtner gewesen, die die reiche Ernte vorbereitet hatten.

Kurt Sigel

Heimsuchung

Der Winter hält Schritt mit der Ohnmacht der Sonne,
verseuchter Schnee fällt auf verkrüppelte Leiber.
Ihre Augen erblühten wie Blumen
eh sie erloschen im ersten gefiederten Strahl des Blitzes.
Sie starben, hingeduckt an die runzlige Erde.
Nur eine Felswand behielt ihren Schattenriß.

Dumpf heult jetzt der Wind in ausgeglühten Antennen.
Gefräßiges Licht, das sich in tückischen Fächern sammelt,
kriecht langsam aus Kratergewölben.
Der Himmel ist stumpf, ein verwitterter Stein, und
ohne Gedächtnis.

Nelly Sachs

O der weinenden Kinder Nacht

O der weinenden Kinder Nacht!
Der zum Tode gezeichneten Kinder Nacht!
Der Schlaf hat keinen Eingang mehr.
Schreckliche Wärterinnen
sind an die Stelle der Mütter getreten,
haben den falschen Tod in ihre Handmuskeln gespannt,
Säen ihn in die Wände und ins Gebälk –
Überall brütet es in den Nestern des Grauens.
Angst säugt die Kleinen statt der Muttermilch.

Zog die Mutter gestern noch
Wie ein weißer Mond den Schlaf heran,
Kam die Puppe mit dem fortgeküßten Wangenrot
in den einen Arm,
kam das ausgestopfte Tier, lebendig
in der Liebe schon geworden,
in den andern Arm, –
Weht nun der Wind des Sterbens,
bläst die Hemden über die Haare fort,
die niemand mehr kämmen wird.

Dagmar Nick

Apokalypse

Wer
wird die Toten begraben
auf dem Schlachtfeld Europa
wer wird sie zählen
und wägen und sagen:
das waren Menschen? Wer
wird denn, ehe
der Schnee des Vergessens
sich weiß auf
das Aas der Geschlachteten legt,
aufklagen
über den turmhohen Trümmern der Toten
zwischen Balkan und Pol?
Wird nach dem Heulen
des letzten verendenden Hundes
noch eine Stimme sein, ach,
nur das Schrein eines Kindes,
oder ein zitternder Flügelschlag
im zerschoßnen Gezweig?
Stille wird sein und Zerstörung.
Und über den offenen Augen
von tausendmaltausend Gefallenen
werden Gewitter geschehen und
Monde verblühn.
Aus den verwaisten Atommeilern
wird sich Verwesung ergießen
über die Erde,
und die verkrüppelten Rosen
werden die Schöpfung verneinen.
Unüberwindliche Stille wird sein
auf dem Schlachtfeld Europa.

Erich Fried

Nachher

Dann kommen die Mädchen
aus den verbrannten Städten
in ihre Kleider
teilt sich der Wind mit den Hecken

Und manche nimmt einen Baum zum Liebsten
und manche ein Tier
sonderbare
Geburten werden geschlachtet

Da und dort noch
ein Fähnlein lachender Männer
mitleidig nehmen die Wölfe
sie in ihr Rudel

Denn die allein bleiben
werden zu Tode gejagt
oder im Winterschlaf
von Weibern erschlagen

Und grün wird alles
rund um die Knochen und Steine
die Wälder reichen
wieder hinab zum Meer

Peter Huchel

Psalm

Daß aus dem Samen des Menschen
Kein Mensch
Und aus dem Samen des Ölbaumes
Kein Ölbaum
Werde,
Es ist zu messen
Mit der Elle des Todes.

Die da wohnen
Unter der Erde
In einer Kugel aus Zement,
Ihre Stärke gleicht
Dem Halm
Im peitschenden Schnee.

Die Öde wird Geschichte.
Termiten schreiben sie
Mit ihren Zangen
In den Sand.

Und nicht erforscht wird werden
Ein Geschlecht,
Eifrig bemüht,
sich zu vernichten.

7. Epilog

Walter Jens

Das Gericht

In der hellen Frühe eines sommerlichen Tages verschwamm die Ebene der Troas in dunstigem Schleier. Vor uns lag offenes Meer, das Schiff nahm Kurs auf Ithaka.

Freudig bewegt spendete ich Apollon ein Lamm, erflehte den himmlischen Segen und bat um Schutz und Geleit auf der langen Reise nach Hause.

Dreißig Tage lang waren wir mit günstigem Wind gesegelt, ehe uns, auf der Höhe der Insel Ogygia, plötzlich der Sturm überraschte.

Ein schreckliches Schauspiel: das Land wurde Meer, der Himmel zu Wasser, die Wolken entluden sich in Hagel und Regen, der Orkan peitschte die Wogen, riesige Brecher überspülten das Schiff, es wurde Nacht, ein Gewitter zog auf, unsere Barke begann auf den Wellen zu tanzen, Wasser drang durch die Planken, der Mast zerbrach, die Boote rissen sich los, und ein Leck war nicht mehr zu flicken.

Eine Woge spülte mich über Bord. Ein klatschender Aufschlag verbrannte mir Haut und Gesicht, Wasser drang in Nase und Mund, es wurde dunkler, die Farben verblaßten zu wäßrigem Grau ... dann sah ich mich plötzlich in einem Gang aus Tuffstein und Lehm und bemerkte erstaunt, wie aus einer Grotte – oder war es ein einfacher Schacht? – ein dämmerndes Licht drang, das auch den Gang mit schwachem Schimmer erhellte.

Als ich die Grotte erreichte und meine Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, erkannte ich plötzlich, daß ich mich in einer Höhle befand, deren zugleich matte und unstete Beleuchtung von kleinen Fackeln herrührte, die man, in sehr großer Höhe, mit Eisenklammern an den Wänden befestigt hatte.

Um mich herum bewegten sich Schatten, die wie Fledermäuse schwirrten – körperlose Wesen aus Gaze und Haut, mit Köpfen, die verkohlten Früchten glichen, mit Armen aus getöntem Glas und einem Leib aus schwarzer Seide. Alle schienen zu schweben und flogen mit einem unendlich sanften, kaum noch

hörbaren Zirpen an mir vorbei. Anfangs glaubte ich, es seien Tiere – Lebewesen aus der Tiefe des Meeres. Aber als ich die Hände ausstreckte und nach ihnen greifen wollte, spürte ich verwundert, daß man sie überhaupt nicht fassen konnte. Der Schwerkraft entzogen, raumlos und ohne Gewicht, schwebten sie in verwirrendem Flug durcheinander – manche kauerten, wie schlafend, am Boden, andere hockten in Spalten und Nischen der Mauer, wieder andere schwirrten taumelnd umher oder wallten, zu einer Gruppe versammelt, in feierlichem Zug an den Wänden entlang.

Erst jetzt bemerkte ich, wie groß die Höhle war; steinerne Treppen und schwankende Leitern führten in unendliche Höhen, Myriaden von Schatten, geisterhafte Insekten aus Watte und Blei erklommen, mit Fackeln bewehrt, die hanfenen Sprossen, trugen Krüge und Schalen, Säcke und Zithern, schärften Äxte, Hämmer und Beile und taten, als seien sie alle mit wichtigen Diensten beschäftigt.

Verwirrt und erschrocken kniete ich nieder, sprach ein Gebet, ritzte meinen Arm an einem spitz hervortretenden Stein und opferte den Göttern mein Blut.

Und dann geschah es: die Schatten stürzten auf mich zu, umarmten mich mit schrillem Geschrei, schlugen mit Armen und Beinen, hockten sich kauernd auf die Erde, schlürften mein Blut... und in der gleichen Sekunde gewannen sie plötzlich Schwerkraft und Kontur, ihre Züge belebten sich, Nase und Augen traten hervor, Kerben wurden zu Falten, Grate zu Adern, und dunkle Striche enthüllten sich als Sehnen und Muskeln. Auch die Sprache kam wieder: Laute, griechische Worte, entströmten den Mündern, Erinnerungen stellten sich ein, Namen und Herkunft wurden genannt, der Geist kehrte zurück, die Herzen begannen wieder zu schlagen – und dennoch schien es mir, als würden die Schatten, nachdem sie sich sattgetrunken hatten, plötzlich von einer seltsamen Lähmung befallen. Die Arme fielen hölzern und steif am Körper herab, die Beine, gleichsam verselbständigt, bewegten

sich mit ruckhaften Stößen. Der elegante Flug war zu hilflosem Taumeln, das graziöse Gleiten zu mühsamem Stampfen geworden. Schweigend, beinahe teilnahmslos, von einer fernen Maschine gelenkt, stellte man sich mir gegenüber an der Höhlenwand auf. Die Augen blickten starr ins Leere, ein Zug von Überdruß lag um den Mund, und das Lächeln erstarrte zur Grimasse.

Erst jetzt, da ich mich wieder frei bewegen konnte – es war still geworden und auch die letzten Schatten hatten sich eingereiht –, war es mir möglich, die Gesichter etwas genauer zu betrachten: aber waren es wirklich Gesichter?

Menschen, Wesen aus Fleisch und Blut waren diese Schatten jedenfalls nicht – leblose Bilder vielleicht, Symbole und vage Erinnerungen: aber keine Menschen. Ihre Haut war faltig und bräunlich gefärbt, eine zarte Pergamentschicht über knöchernem Gerüst. Die Hände glichen Spinnengliedern, an den Fingern klebten noch Reste von Erde und Lehm. Die Nägel waren bläulich getönt, am Rande schwarz und violett. Zerfetzte Kleider, Lumpen und Uniformreste hingen um ihre Leiber, auf den Schädeln saßen altmodische Helme und zerschlissene Mützen aus farblosem Leder. Die Augen lagen tief in den Höhlen, Iris und Pupille waren zerstört, die Bälle längst zu schwarzer Haut zusammengeschrumpft.

Manche hatten noch riesige Wunden über den Knochen und verkrustete Narben, die das Gesicht in ungleiche Hälften zerteilten. Andere bewegten sich beinlos auf schwankenden Krücken, zuckten mit rötlichen Stümpfen und hatten die Köpfe mit blutigen Laken umhüllt. Am entsetzlichsten aber – weit entsetzlicher noch als die Verstümmelten, Augenlosen und Krüppel – waren die Irren, die mit lippenlosen Mündern grinsten, ihre Zunge herausstreckten und immer wieder in ein heiser prustendes Gelächter ausbrachen.

Einige hatten auch noch ihre Waffen bei sich, rostige Pfeile und Äxte mit zerbrochenem Stiel, abgewetzte Messer und Dolche, die sie in einförmigem Rhythmus auf und nieder

schnellen ließen. Andere wiederum waren so schwach, daß sie nicht einmal mehr stehen konnten. Ermattet auf der Erde liegend, knöchern, bewegungslos und grau, schienen sie, selber Stein, in den Felsen hineingewachsen zu sein. An manche konnte ich mich noch deutlich erinnern – an Magnes zum Beispiel, der bei einem troischen Angriff die Arme verlor. Auch Typides kannte ich wieder, dem vor Jahren ein Pfeil das linke Auge durchbohrte. Neben ihm, auf seine Schulter gestützt, bemerkte ich Phrontidas, einen der Verwegensten meines Gefolges: ein Axthieb hatte ihm die Schläfe gespalten.

Diese drei, mein Prasidas, traten auf mich zu und stellten sich, zehn Schritte von den anderen entfernt, in einer Reihe vor mir auf. Dann begannen sie zu sprechen: Magnes zuerst, als zweiter Pypides, am Ende Phrontidas.

„Ich war ein Gärtner", sagte Magnes mit leiser, aber überall hörbarer Stimme. „Ihr kennt mich alle: Magnes, Sohn des Knidios, aus Ithaka. Ich hatte eine Frau und drei Söhne. Ich liebte sie sehr, und als ich in den Krieg ziehen mußte, weinte ich um sie. Doch Odysseus tröstete mich und versprach mir, daß ich nach ein paar Wochen wieder bei ihnen sein werde. Aber er log. In Wahrheit habe ich mehr als zehn Jahre vor Troja verbracht, und jetzt bin ich ein Krüppel und kann nichts mehr tun. Es ist gut, daß ich tot bin. Denn als ich nach Hause kam, hatte meine Frau einen anderen Mann, die Söhne waren verheiratet, und ich mußte froh sein, wenn man mir etwas Stroh in eine Ecke schüttete. Ein Gärtner, der nicht mehr säen kann, ist zu nichts nütze. Daß ich meinen Arm verlor, ist Schuld des Odysseus. Ich klage ihn an, denn er hat mich belogen."

„Ich bin ein Schreiber gewesen", sagte Typides, der als zweiter vorgetreten war. „Typides, der Sohn der Phanidis, vaterlos erzogen, doch durch Kunst und Fleiß ein Meister im Lesen und Schreiben geworden.

Ich liebte den Geruch des Papyrus und freute mich am gleitenden Schwung des Pinsels. Blei und Kreide waren meine

Werkzeuge. Aber eines Tages befahl mir Odysseus, mit ihm als Schreiber nach Troja zu ziehen. Ich hatte Angst, denn ich bin niemals ein Held, sondern immer kränklich und furchtsam gewesen. Aber Odysseus war König, und ich konnte ihm nicht widersprechen.

Ich habe meine Frau, die beiden Töchter und das Haus, in dem ich schrieb, nicht wiedergesehen, denn als ich heimkam, war ich erblindet. Ein Schreiber, dessen Augen die Schrift nicht mehr sehn, wird zum Gelächter der Leute. Ich bin glücklich, nicht mehr leben zu müssen.

Ihr wißt, daß ich den Frieden liebe und niemandem etwas zu leide tun kann. Aber die Gerechtigkeit verlangt, daß ich spreche, deshalb klage ich Odysseus an. Er hat das Leben des Schreibers zerstört und ist schuldig."

„Ich war ein Krämer und verkaufte Öl", begann Phrontidas als letzter seine Rede, „Phrontidas ist mein Name. Auch ich bin aus Ithaka. Ich lebte mit meiner Mutter zusammen, sie hatte ein kleines Haus am Rande der Stadt. Wir waren arme Leute, doch war es schön, am Abend vor dem Haus zu sitzen und mit den Hunden zu spielen. Ich mußte viel arbeiten und kam wenig unter die Menschen. Aber zu der Zeit, als der Krieg ausbrach, lag das Schlimmste hinter uns und meine Mutter sagte zu mir: ‚Ich glaube, Phrontidas, es wird Zeit, daß du dir eine Frau suchst; denn ich bin alt und werde nicht mehr lange leben.' Meine Mutter hatte einen geraden und einfachen Sinn, und als der König ihre Pläne durchkreuzte, verfluchte sie ihn und bat Hera, die Herrin der Ehe, um seinen Tod.

Aber Hera erhörte sie nicht, und so war ich mehr als zehn Jahre im Dienste des Königs; er nannte mich tapfer und den Besten seiner Wache. Aber heute verfluche auch ich ihn. Meine Mutter ist tot, und ich habe sie nie wiedergesehen. Das Haus des Ölhändlers steht leer, die Krüge sind zerschlagen, das Öl ist geraubt. Ich klage den Odysseus an, denn es ist seine Schuld."

Als Phrontidas seine Rede beendet hatte, trat er, wie vor ihm Magnes und Typides, schweigend in die Reihe zurück. Eine Sekunde lang herrschte bewegungslose Stille – dann löste sich plötzlich ein Mann aus der Kette, die mir, schwarz gekleidet, bärtig und mit einem weißen Stab in der Hand, langsam entgegenging. Ich hatte ihn noch niemals gesehen, aber ich kannte das Zepter, und als die Schatten zur Seite traten, wußte ich, daß Rhadamanthys, der Richter der Toten, vor mir stand.

Wortlos schritt er auf mich zu und nahm mir mit einer sanften Bewegung des Stabes das Licht von den Augen:

„Im Namen der Gerber und Gärtner, der Tischler und Schreiber, der Dichter und Maurer, der Handwerksmeister und Matrosen: der Krieg ist vorüber, die Stunde des Gerichts gekommen. Die Kläger stehen vor dir, ich spreche das Urteil: Du hast getötet: nun stirb. Du hast geschwiegen: ich lösche dich aus."

II 1. Abbau des Hasses

Gabriele Wohmann

Wörter mit Temperatur

Sprache verrät die Sprecher. Gesinnungen geben sich durch sie zu erkennen. Aktionen, die auf Veränderungen aus sind, sollten sich durch eine veränderte Sprache definieren. Geht es gegen Aufrüsten und Krieg, gegen die zählebigen, salonfähigen Programme der Vergangenheit also, dann müssen wir mit einem mißtrauisch überwachten Wortschatz plädieren und die Begriffe derer zersetzen, die für Aufrüsten und Krieg sind.

Da ist schon das Wort „Krieg", befrachtet mit einem zugleich ruppigen und moralisierenden Pathos, das gewissermaßen Ehrfurcht gebietet. Ein Denkmalwort, würdevoll und häßlich, umringt von zahllosen Lorbeerkränzen, bespickt mit eisernen Orden. Liegt Krieg eine Weile zurück, dann wird auch, mit unverfälschtem Kriegsvokabular, wieder von ihm im Ton erschrockener Begeisterung gesprochen. Die männliche Leidenschaft, Kriegs„erlebnisse" zu erzählen, ist so bekannt wie lästig. Krieg ist ein Wort, das einen gefährlichen Begriffsschwulst im Schlepptau führt – anstatt eine Art Schimpfwort zu sein. Im Krieg wird nicht gestorben, nicht umgekommen, nicht gemordet, sondern man „fällt". Es ist seltsam, wie gefühlvoll die Wörter sind, die sich mit dem Soldaten beschäftigen – wie hart und geringschätzig aber die Bezeichnungen für den ausfallen, der es ablehnt, Soldat zu sein. Der „verweigert" den Kriegsdienst. Wer Nuancen wahrnimmt, versteht, daß die Sprache den „Verweigerer" als einen geißeln möchte, der Unrecht tut. In der Tat ist er ja auch einer von wenigen (wenige sind immer abnormal, suspekt) gegenüber den vielen, die „ihre Pflicht tun", indem sie sich auf Krieg vorbereiten und einverstanden sind, mitzuwirken im Krieg, der als „Ernstfall" veredelt und so für bieder-würdig erklärt wird. Krieg kann aber nicht zur Pflicht werden, nicht zur Tugend, sondern er bleibt, was er immer war: ein blutrünstiges Gemetzel ohne alle heroisierenden Zutaten.

Manche Wörter verschwänden am besten ganz: „Feld", „Front", „Kameradschaftsgeist" (und verwandte Zusammen-

setzungen mit „Kamerad"), „Einsatzfreude", „Dienstwilligkeit" und dergleichen mehr. Benennungen, über die man sich heute nur halb so sehr aufregen müßte, wenn sie abgetan wären. Doch verstehen es Parteifunktionäre, Bundeswehrpfarrer und Ausbilder noch heute, die nämlichen Qualitäten zu preisen, sie werden es immer verstehen, weil es ihnen nicht einfällt, die Qualitäten selber in Frage zu stellen. Die ruhige, stolze, unsterbliche Freude des Bürgers über seine durch Soldaten verkörperte Wehrhaftigkeit läßt den entsprechenden Wortschaft nicht zur Ruhe kommen. Und mit der dazu passenden Unschuld spricht man auch, so oft und so passioniert es geht, diejenigen Wörter aus, die auch heute wieder Kriegsvorstellungen antreiben: „Nation", „Vaterland", „Heimat". Allen wird Größe zugeschustert. Man soll sie für Werte halten, möglichst lieben und verehren. Folglich auch, im „Ernstfall", verteidigen. Die Heimat ruft. Die Nation gebietet. Das Vaterland ist Opfer wert. „Opfer" – ein Lieblingswort der Kriegssprache.

Mit der Terminologie laufen die Mentalität, das Ressentiment, die Emotion parallel. Es gibt zum Beispiel diesen entsetzlich rührenden, aber reichlich tückischen „Tag der Heimat". „Heimat", ein Wort, das bis zu den Nationalsozialisten beinah schon außer Gebrauch war, das unter den Nationalsozialisten, in zahllosen Verbindungen (von der „Heimaterde" bis zur nüchternen „Heimatadresse"), seine beste Zeit genoß, ist nun wieder überaus gefragt. Es ist ein Wort, das von vorneherein nie allein sachlich gemeint wird, sondern stets ins Emotionelle ausweichen soll: Liebe, Verehrung und ein bißchen Aggression untergemischt. An diesen „Tagen der Heimat" wird man besinnlich. Kirchenglocken regen sich. Die Religion ist also einverstanden. Heimat muß etwas sehr Gutes sein, auch höchst bedeutungsvoll. Jeder hat Achtung vor ihr und es rührt so schön. Niemand merkt, wie abgenutzt es ist: Heimat Heimat Heimat – immer wieder provoziert es sentimental-aufsässige Regungen, die ohne „Heimat" auch nicht

an Frieden denken lassen. So wollen es die Heimat-Manipulierer. Deshalb liest man in den sogenannten Grußworten an die „Heimatvertriebenen aus den besetzten Ostgebieten", dieser Festtag für Revanchisten oder Wirklichkeitsfremde, für „Spielscharen" und „Jungenschaften", dieser Feiertag mit Volkstänzen, aber ohne Kuchen sei der „... Tag der Besinnung und des Bekenntnisses zur alten Heimat ... aus der sie gewaltsam vertrieben wurden." Das stimmt nicht nur weich, es ergrimmt auch: verfängliche Mischung. Mit den Substantiven „Bekenntnis" und „Heimat" trifft die Sprache das immer unsachliche Gemüt, mit dem Prädikat „gewaltsam" vor dem Partizip „vertrieben" bewirkt sie Rachsucht. Ich weiß nicht, was ein Bekenntnis zur Heimat überhaupt ist, was es soll, was es nützt, wie es sich abspielt, aber ich weiß, daß es gewiß keine Unternehmung ist gegen den Krieg. „Heimatliebe und Heimattreue wurzeln tief in der Seele des deutschen Volkes. Sie haben die Menschen unserer deutschen Landschaft geprägt und dürfen nie verloren gehen." Wer dies töricht und irreführend öffentlich verlauten läßt, fettgedruckt und schwarzgerahmt, wie es sich für eine so edel-absurde Mahnung ziemt, der ist, vorsichtig ausgedrückt, der Heimat mehr zugetan als dem Frieden. Wenn er aber nicht unbedingt für den Frieden ist ist er nicht unbedingt gegen den Krieg. So wird also nur vom „Heimatrecht" geredet, großzügig vergessen ist die bedingungslose Kapitulation. „Auch dem deutschen Volke dürfen diese elementaren Rechte auf die Dauer nicht versagt werden." Dürfen sie wirklich nicht? Wo ist, nach unserem unrechten Krieg, unser Rechtsanspruch? Wo steht geschrieben, was man uns alles nicht versagen darf? Ich glaube, lediglich in deutschen Zeitungen. Deutsche finden, man solle Deutschen auf die Dauer nicht böse sein. So lange sie die einzigen sind, die dies finden, sollten sie es wenigstens nicht verraten. Sie sollten abwarten, bis beispielsweise die Juden es fänden. Oder die Polen, oder die Holländer. Oder wer nicht alles, dessen „elementare Rechte" Deutsche

verletzt haben. Aber die Deutschen, denen es schwer fällt, Atomteststopabkommen zu unterzeichnen, schätzen das Appellieren: „Frei von Rachegefühlen und Haß soll die Weltöffentlichkeit daher an diesem Tage an das Unrecht, das auf unserem Volke noch immer lastet, erinnert werden." Ich könnte mir vorstellen, daß vom größten Teil dieser Weltöffentlichkeit eine derartige Forderung für genau so unverfroren wie einfältig gehalten wird. So lastet also „Unrecht" immer noch auf unserem „Volke"? (Man beachte die hochtrabend-altertümelnden Dative mit den „e" aus der Mottenkiste.) Und durch wessen Schuld?

Wenn es schon einen „Tag der Heimat" geben muß – was ich bezweifle – dann wäre er nützlich als Tag der unermüdlichen historisch-politischen Recherchen, des gewissenhaften Untersuchens der Fakten, die zu diesem Heimattag geführt haben. Er könnte, beginge man ihn so, ein Tag der Aufklärung, der Reue, des Schuldgefühls, des Friedenswillens sein. Ein Tag, an dem Versuche, vernünftig zu werden, sich erneuern müßten. Die Heimatemotionen würden umgeleitet in Emotionen gegen den Krieg. Gedenktage, wenn sie unbedingt sein müssen, um die Erinnerung an Stadtzerstörungen und Fluchtstrapazen nicht ruhen zu lassen, hätten einen Sinn als Wegmarken auf der schwierigen Strecke von politischer Schuld zu politischer Sühne. Stattdessen triumphieren Jahr für Jahr bombastische und verblasene, im Guten nicht interpretierbare Aufrufe.

So lang das Mißtrauen nicht bei der Sprache beginnt, ist nichts zu erwarten von Besserungsgelübden. So lang Heimatvertriebenenfunktionäre, verliebt in die Phrase „aus Unrecht kann nicht Recht werden", in der Maske rührender Erbbewahrer auftreten, um unter Aussparung des Wortes „Krieg" Kriegswünsche zu etablieren, so lang erheblich mehr vom „Unrecht", das Deutschen widerfuhr, gesprochen wird, als vom faktischen Unrecht, das Deutsche andern widerfahren ließen, so lang Sentimentalität Brutalität deckt, so lang Politik mit Sentiments manipuliert, so lang müssen wir Angst haben. Denn so lang wird innerhalb der Sprache aufgerüstet. So lang man es vorzieht, Ideologien gegeneinander auszuspielen und mit missionarischem Blick, bewaffnet und unnachgiebig, gen Osten zu starren, kann von Bereitschaft zum Frieden nicht die Rede sein. So lang man einen Frieden um einen gehörigen Preis peinlich und demütigend findet, ist Krieg – egal, welche Temperatur man ihm abmißt. Es gibt zu viele Indizien dafür, daß die bereits zitierten „Opfer" für die bereits zitierten vergeblichen „Werte" leichter fallen als gewisse De facto-Erklärungen. Und nur wenn wir Glück haben oder wenn andere für uns weise sind, werden sie uns nicht in den Tod treiben.

Hansjörg Schmitthenner

Grausames Vokabular

Halloh – Victory-boys!
Was tun?
Ich will nicht Furcht und Schrecken verbreiten,
aber – lebend nach Auschwitz **und** Hiroshima –
planen sie künftigen Krieg.
Civil-Defense-Organisation **schenkt Illusion**
Nuclear-war **zu überleben:**
Natürliche Höhlen **werden empfohlen,**
oder in Röhren zu leben **wie Ratten.**
Schutzraummöbel, Luftfilter,
2-Wochen-Proviant – **alles** genormt
und demnächst bei Woolworth zu kaufen.
Schattenregierungen **werden gebildet,**
Ersatzparlamente **gewählt.**
Sind Großstädte das Ziel?
Militärische Anlagen?
Verwaltungszentren?
Auf jeden Fall:
Immer trifft es den Menschen.
Und der Rest ist Chaos
– gemessen in Megadeath –
und Gnadentodplanung für Millionen danach.
Achtung – Ihr sollt Christus noch einmal erschlagen.
Man diskutiert: was tun
wenn Dein Nachbar in Not **anklopft?**
Wann darfst Du ihn erschießen?
Halloh – Victory-boys don't forget:
Eatherly **bekommt noch heute Tabletten**
gegen Apokalypse – Schock.

Max Brod

Abbau des Hasses

Die Atombombe ist das Abscheulichste, was der Mensch bisher hervorgebracht hat. Es blieb unserem „fortgeschrittenen", „aufgeklärten" Zeitalter vorbehalten, dieses grauenerregende Maschinenungeheuer und alle seine Hilfsapparate zu erzeugen. Ich fürchte sehr, daß alle Deklamationen gegen die Atombombe und alle Pronunziamentos zur Koexistenz keine oder nur eine sehr bescheidene Wirkung ausüben werden, solange von eben denselben Staatsstellen aus, die scheinheilig Abrüstung in ihr Programm setzen, gleichzeitig Haß gepredigt und die Hoffnung ausgesprochen wird, daß eine Partei die andere beerdigen werde. –

Abbau des gegenseitigen Hasses: das muß das Ziel sein. Denn auch Liebe zu predigen, ist ja sinnlos. Sie kann nicht gepredigt, kann nur unmittelbar erlebt werden. Der Mensch muß sich ändern, muß einsehen, daß er auf dem falschen Weg ist, muß Umkehr tun. Jedes Wort der Wahrheit und Aufrichtigkeit, das gesprochen und geschrieben wird (auch im unscheinbarsten Privatleben) kann ein Schritt auf diesem Weg sein, der zur Erlösung führt. –

Damit will ich aber die Wichtigkeit der großen Abrüstungskonferenzen nicht etwa bestreiten. Auch auf diesen wird ja zuweilen ein Wort der Wahrheit gesprochen und es kann unter Umständen zu lichter Wirkung kommen. Auch auf diesem mehr äußerlichen Wege ist genau so wie auf dem innerlichen das eine Ziel anzustreben: „Nie wieder Atombombe". Wir wollen hoffen, daß dieser Slogan sich erfolgreicher erweist als seinerzeit die mit so viel Pathos in die Welt gebrüllte und von Herrn Hitler so leicht überspielte Parole: „Nie wieder Krieg!" –

Ludwig Marcuse

Wie wird die Atombombe wirksam bekämpft?

Ich gehe davon aus:
niemand möchte, daß ihm die Atombombe auf den Kopf fällt.

Ich gehe davon aus:
jedermann weiß, daß sie eine Gefahr für ihn ist: für jedes Schulkind, für jeden Kriegsminister, für de Gaulle wie Malinowski, für einen deutschen Kapitalisten wie einen kubanischen Bettler, für die Mitglieder der amerikanischen Birch-Society wie für Bertrand Russell.

Ich gehe davon aus:
daß Proteste nichts helfen – und kommen sie von Nobelpreisträgern; daß Friedensmärsche nichts helfen – und marschierten alle Staatsoberhäupter nebeneinander, an der Spitze der Papst.

Ich gehe davon aus:
daß jeder DEN Frieden will – und zwar seinen besonderen. Die Friedenstaube ist das billigste aller Requisiten.

Was allein hat eine Chance, zu helfen?
Nicht die Militanz der Vereinigten Staaten und der Sowjet-Union ist das Motiv für die Produktion dieser Bomben – sondern: die berechtigte Angst, überfallen zu werden.

Ergo: solange kein Mittel gefunden wird, sie von dieser berechtigten Angst zu befreien, wird es kein Ende des Rüstens geben.
Ergo: alle offiziellen und inoffiziellen Reden gegen den Kalten und den Heißen Krieg sind für die Katz. Alle Deklamationen, die den guten Willen ins helle Licht stellen, sind für die Katz.

Unschädlich machen kann man die Bomben, verschrotten kann man die Bomben nur nach der Entwicklung einer Technik, welche bombensicher schützt gegen einen Bombenüberfall.

Man soll diese gewaltige (technische) Aufgabe nicht vernebeln, indem man glauben macht, daß mit Moral-Predigten auch nur irgendetwas geschieht.

Auch die Erzeugung von Panik ist unwirksam. Niemand wird die Waffen ins Meer werfen, bevor er sicher sein kann, daß er sie nicht braucht.

II 2. Der Christ im Atomzeitalter

Gertrud von le Fort

Der Christ im Atomzeitalter

Ich möchte mit einem Wort beginnen, das uns über Jahrtausende hinweg aus der Antike überliefert ist, von Männern geformt, aber den Frauen in den Mund gelegt.
Es lautet:

Wir sind die Hüterinnen,
Wachen ist unser Auftrag,
Unser Amt ist der Friede,
Die Tat ist des Mannes,
Doch wiegt sie gering
Gegen das große Erbarmen.

Um das große Erbarmen geht es heute, Erbarmen mit der lebenden und Erbarmen mit der kommenden Generation, Erbarmen mit den Menschen, aber auch mit der stummen Kreatur, Erbarmen mit der ganzen uns von Gott anvertrauten Schöpfung.
Der Frau ist der Schutz des Lebens in einem viel tieferen Sinne anvertraut als dem Mann, und heute geht es mit einem nie zuvor gewesenen Ernst um den Schutz des Lebens! Wenn je, so hat die Frau heute das Recht und die Pflicht, ihre Stimme zu erheben. Denn die Atomaufrüstung gefährdet nicht nur im Kriegsfall alles Lebendige – sie zerstört auch, nach der Aussage namhafter Wissenschaftler, die menschliche Gesundheit, sie zerstört vor allem die Erbmasse und damit die kommende Generation. Nie darf aber eine Frau schweigen, wenn es die Unversehrtheit der kommenden Generation gilt!
Auch der große verstorbene Philosoph Berdjajew, der die heutige apokalyptische Weltstunde prophetisch voraussah, hat seine Hoffnug auf die Frau gesetzt – er hat für die nahe Zukunft eine steigende Bedeutung der Frau erwartet und gefordert.
Albert Schweitzer in seiner wundervoll freimütigen Ansprache hat uns Frauen aufgerufen. An uns ist es, der Welt klar zu

machen, daß Erbarmen keine Schwäche, sondern etwas viel Verheißungsvolleres ist als Vernichtungsbereitschaft.

Wir haben in zwei Weltkriegen erfahren, daß der wirkliche Weltfriede nicht durch Waffengewalt zu erkämpfen ist. Ich selbst bin als Soldatenkind aufgewachsen, aber mein Vater hat mir schon früh den herrlichen Armeebefehl des großen Feldherrn Eugen von Savoyen aus den Türkenkriegen eingeprägt:

> „Wir wären nicht wert, über die Ungläubigen zu siegen, wenn die nichtkämpfenden Frauen und Kinder durch uns Schaden erlitten."

Heute ist man im Gegensatz zu jener ritterlichen Kriegsführung bereit, gerade die schutzlose Bevölkerung zu vernichten. Schon im vergangenen Bombenkrieg hat es keinen wirklichen Schutz gegeben, der Atomkrieg wird niemanden verschonen! Man sagt uns, es gilt die Verteidigung der Freiheit, allein der Atomtod, zu dem ganze Völker gezwungen werden, ist alles andere als ein Akt der Freiheit!

Man sagt ferner: es gilt, die Menschlichkeit und den christlichen Glauben zu retten, aber man kann die Menschlichkeit nicht retten, indem man sie vernichtet, man kann auch den christlichen Glauben nicht retten, indem man ihm zuwiderhandelt. Wie Christus den Atomkrieg beurteilt hätte, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Das Christentum, auf eine ganz kurze Formel gebracht, bedeutet die Offenbarung Gottes im Menschen – die christliche Erfahrung des Göttlichen ist also untrennbar mit unserer Menschlichkeit verbunden. Wir können das Christentum nicht verteidigen, wenn wir die Menschlichkeit preisgeben. Wir können uns als Christen nur verteidigen, wenn wir es wirklich sind.

Wohl hält man uns entgegen, daß mehrmals in der Geschichte die europäische Kultur in großen Vernichtungsschlachten gerettet wurde. Aber diese Schlachten wurden mit menschlichen Waffen gekämpft, die heutige Waffe ist es nicht mehr. Und gibt es nicht auch auf diesem Gebiet eine Entwicklung? Kann nicht gerade die Furchtbarkeit und Unmenschlichkeit der heutigen Waffe dazu bestimmt sein, den Krieg überhaupt zu überwinden, ihn unmöglich zu machen? Ist dieses Ziel nicht die eigentliche Verheißung, die wir zu verkünden hätten? Die Frau ist aufgerufen von großen, überzeitlichen Stimmen, – lassen wir uns nicht beirren, wenn wir Widerspruch erfahren – halten wir treu zusammen und Gott wird mit uns sein.

Stefan Andres

Der Glaube der Machtlosigkeit

Ist es nicht seltsam, daß die Bergpredigt, selbst für viele Theologen, bis in unser Jahrhundert hinein als eine fromme Utopie angesehen wurde? Sie war zwar da als eine heilige Überlieferung, welche jedoch, so glaubte man, nicht in die Wirklichkeit umgesetzt werden könnte, ohne die geschichtlich gewordenen Formen unserer Gesellschaft einfach zu zersprengen; sie war ein himmliches Dynamit, das man gelegentlich vorzeigte, aber in der Praxis mehr oder minder unter Verschluß hielt. Heute stimmen sicher fünfundneunzig Prozent unserer Physiker und anderer in unsere Wirklichkeit eingeweihte Menschen darin überein, daß ohne die konsequente Verwirklichung der Hauptlehren der Bergpredigt – und zwar in unserem inneren wie äußeren Leben – unsere Geschichte, unsere Zivilisation, sogar das physische Leben der Europäer, wenn nicht der ganzen weißen Rasse an ihrem Ende angelangt sind. Die alte Zeit, da Völker ihren Anteil an Gerechtigkeit und an den anderen geistigen und irdischen Gütern mit dem Mittel des Krieges einfordern konnten, ist endgültig vorüber. Jeder künftige Krieg ist eine Herausforderung des Chaos. Es geht hier um keinerlei Überschätzung des Einzellebens, vor der Karl Jaspers warnen zu müssen glaubte. Es geht hier auch nicht um, wie er sagt, „die stumpfe Befriedigung an der Verkündigung der Heiligkeit des Lebens an sich". Nein, es geht einfach darum, ob die Menschheit überhaupt am Leben bleibt. In einer solchen Situation bedarf der Satz: Zuerst leben und dann philosophieren! für einen entschiedenen und vor allem liebenden Denker keinerlei weiterer Erklärung. Überhaupt wirken alle theoretischen Ausführungen, unter welchen Umständen das bloße Leben hinreichend Sinn und Würde erhält, um weitergelebt werden zu sollen, gespenstisch abstrakt und lieblos. Man denkt an jenen deutschen gründlichen Bahnwärter, der, in die Lesung einer neuen Anleitung über Bahnwärterei vertieft, für den Augenblick einfach übersah, die Schranke zu schließen. Das große Unglück läßt sich nicht durch Theorie abwenden, sondern

durch die Erfüllung unserer nächstliegenden Menschenpflichten. Il faut parier, sagt Pascal. Wir fragen uns wirklich nicht: Um was ist das Leben lebenswert? Wir sind sogar der Überzeugung, daß wir das Leben unserer Mitmenschen und Nachkommen gar nicht auf seinen Lebenswert zu überprüfen haben. Das ist in jeder Hinsicht höchst gefährlich! Was unsere Kinder und die kommenden Generationen angeht, so sollen sie selber zusehen, ihr Leben lebenswert zu gestalten. Was wir tun können, tun müssen, ist: zunächst einmal ihr nacktes Leben zu retten, selbst auf die Gefahr hin, daß es nicht ganz so würdig und lebenswert ist, als der Philosoph es sich vorstellt. Wir reden auch nicht von Kants Ewigem Frieden, dafür ist jetzt keine Zeit mehr, das mögen unsere Enkel nachholen, wenn sie gerettet sind. Wir Väter und Retter ihrer Zukunft haben es nur noch mit einem provisorischen Frieden zu tun, mit einem von Todesnot geschüttelten und bereits bleichgewordenen Frieden, den wir von dem entsetzlichen System der gegenseitigen Abschreckung, so Gott uns hilft, herunterholen und in die Wiege unserer praktischen Vernunft und unserer unbedingten Menschenliebe betten, um ihn hier tierhaft inbrünstig mit unserem Atem zu wärmen, mit unseren Opfern zu nähren, ja, mit den besten Brocken, die wir uns vom Munde sparen, richtig wie arme Leute, was wir ja auch sind! Oder zweifelt etwa jemand daran? Besitzen wir an irdischen Gütern wirklich sonst noch etwas Wesentliches als dieses kleine bißchen todkranken Friedens?

Ich möchte dem heimgegangenen Reinhold Schneider das letzte Wort erteilen: „Unsere Aufgabe wäre", sagte er, „dem Unglauben der Macht den Glauben der Machtlosigkeit entgegenzusetzen."

Heinrich Böll

Der Zeitgenosse und die Wirklichkeit der Atombombe

Heute schon vergessen sind die japanischen Fischer, die im März 1954 nach einem H-Bombentest auf freier See verseucht wurden, und doch hätten wir uns ihre Bilder ausschneiden, sie aufkleben und an die Wände unserer Zimmer hängen sollen, denn diese Fischer waren die ersten Märtyrer einer neuen Wirklichkeit des Todes. Für einige Tage waren sie aktuell – ein kurze Welle des Erschreckens lief um die Welt, und man begann zu ahnen, was dort geschehen war: die Möglichkeit zum kollektiven Selbstmord der Menschheit war offenbar geworden! Die Fischer, und was mit ihnen geschah, waren aktuell, wie vieles für Tage aktuell ist. Was aber wirklich an diesem Tage geschehen war, wurde kaum offenbar, der Regen, der auf uns herabfällt, die Luft, die wir atmen, sie können diesen neuen Tod enthalten. Der Bäcker kann uns – ohne es zu ahnen – diesen neuen Tod ins Brot kneten, der Briefträger kann ihn mit der Post ins Haus bringen.

Papst Pius XII sagte: Vor den Augen der aufgeschreckten Welt steht das Bild ungeheurer Zerstörungen, das Bild von Ländern, die unbewohnbar wurden und unbrauchbar für den Menschen.

Und der „Vater der Atombombe", der amerikanische Physiker Robert Oppenheimer, sagte: Die Physiker haben die Sünde kennengelernt, und das ist ein Wissen, das sie nicht abschütteln können. Es gibt nichts, kein Recht und keine Sache in der Welt, die die Anwendung der Atombombe rechtfertigen könnte. Der Präsident der Vereinigten Staaten sollte dem Volke mitteilen, daß die Bombe von Grund auf ethisch falsch ist.

Das ist ein starkes Wort aus dem Mund eines Wissenschaftlers: Die Physiker haben die Sünde kennengelernt. Damit ist die Physik in Bezirken angekommen, wo nicht mehr bloß wissenschaftliche, sondern theologische Begriffe gelten.

Aktuell – eine grausame Aktualität – waren die Fischer, die sich außerhalb der Sicherheitszone bewegten und mit dem

neuen Tod angesteckt wurden: wirklich – eine wirkliche Gefahr ist der Tod, der mit dem Regen auf uns herabfallen, der in unser tägliches Brot geknetet werden kann.

Aus dem Aktuellen das Wirkliche zu erkennen, dazu müssen wir unsere Vorstellungskraft in Bewegung setzen. Das Aktuelle wird der Schlüssel zur Wirklichkeit.

Jene, die das Aktuelle für das Wirkliche halten, sind oft sehr weit davon entfernt, das Wirkliche zu erkennen. Wir aber wissen, daß wir unser Leben nur in der Wirklichkeit vollziehen können: es geht auf Leben und Tod.

Leo Weismantel

Von Christus zu den Atomkriegstheologen

Die Vision der Apokalypse, – bisher den Menschen unfaßbare Angsttraumgebilde einer ferneren Zukunft, – sind mit der Erfindung der Atombombe unter den Menschen der Gegenwart in die Aktionsbezirke menschlicher Parteienpolitik getreten, und die Völker der Erde fühlen mit Entsetzen die Möglichkeit, daß die Visionen des Sehers von Patmos vorausgesehene Vollzüge eines Gerichtes über die ganze Menschheit sein könnten. Für alle Menschen, gleich, welchen religiösen Glaubens, jeglicher Weltanschauung, jeglichen politischen Systems gilt die Frage: „Rettet die Menschheit sich oder vernichtet sie sich selbst?"

Es ist kein Zweifel, daß die Atombombe als Schale des Zornes nicht nur in Gottes, sondern in der Menschen Hand all das Grauen jener apokalyptischen Visionen des Sehers von Patmos über uns und unseren Kindern auslösen kann.

Was tun in dieser Situation die Christen, – was die Kirchen? was die Priester? was das christliche Volk?

Unter uns in Deutschland stehen sieben Moraltheologen der katholischen Kirche auf und geben eine Erklärung ab,

„Atomverteidigung ist Pflicht!"

Von Rom her trifft in Würzburg ein Ordensgeistlicher und Moraltheologe aus der „Gesellschaft Jesu" ein und erklärt in einer Versammlung von katholischen Gelehrten und Offizieren:

> „Wenn im Kampf gegen einen ungerechten Angriff ein ganzes Volk untergeht, so kann auch das eine Manifestation der göttlichen Weltordnung sein... Auch wenn infolge der Ausübung der Treueverpflichtung zur göttlichen Ordnung die Welt unterginge, so wäre auch das kein Argument (gegen einen atomaren „Verteidigungskrieg"), – Gott nähme uns dafür die Verantwortung ab."

Unter denen, die dies hören, sind etliche so entsetzt, daß sie die Sprache verlieren. Offiziere, welche in die Lage

kommen könnten, auf den Knopf zu drücken, der die Verbrechen auslöst, fühlen sich „befreit", weil ein Moraltheologe ihnen die Verantwortung abnimmt. Andere glauben einen zweiten Konrad von Marburg vor sich zu sehen, der die Menschen zu Hunderten bündelte und ins Feuer werfen ließ, weil er sie für „Ketzer" hielt und der dem Volke erklärte: wäre unter diesen 100 Verbrannten nur ein einziger wirklicher „Ketzer" und 99 unschuldig verbrannt, so wären die 99 unschuldig verbrannten nicht umsonst gestorben! Man hört aufschreien: „Wie lange noch kann man in einer solchen Kirche bleiben?"

Es fällt die erschreckte Frage:

> „ – und die Bergpredigt?"

Und die Antwort des Moraltheologen lautet:

> „Der Staat hat Träger und Verteidiger des Rechts zu sein, – er kann nicht die Bergpredigt üben! Die Frage des Atomkrieges ist keine Frage der Bergpredigt!"

Bändigen wir unser Entsetzen!

Es stehen katholische Christen und Nichtchristen auf und sprechen.

J. B. Priestley spricht von der „nuklearen Verrücktheit", der unsere Regierenden zu „verrückten Hirten" und uns selbst zu blöden Schafen macht, die unter dem Einfluß unrealistischer Weltfremdheit und Panik stehen. Lord Russel bezeichnet die Atomrüstung als „Verbrechen und Wahnsinn ohne Parallele in der Geschichte der Menschheit".

Sir Stephen King-Hall erklärt:

> „Selbst die Verteidigung mit atomaren Waffen ist Wahnsinn, der an Volksverrat grenzt!"

Kardinal Ottaviani erklärte schon 1957 (Inst. Juris Publici Eccl.

pp. 151-55, Rom 1957): Der moderne totale Krieg müsse völlig verboten werden.
Die Kirche spaltet sich, die Menschheit spaltet sich, der Riß geht mitten durch Völker und Kirchen.
Warum sprechen die kirchlichen Lehrämter nicht eindeutig? Seit feststeht: daß die Atombomben keine „Waffen gerechter Verteidigung" mehr sind, die nur einen ungerechten Angreifer zurücktreiben oder niederschlagen, sondern Massenvernichtungsmittel, welche, jeglicher Kontrolle der Menschen entglitten, Schuldige und Unschuldige, Angreifer und Verteidiger, in die Händel Verwickelte und völlig von ihnen Unberührte, ja die ganze Menschheit und alles Leben, die gesamte göttliche Schöpfung vernichten, – seit diesem Zeitpunkt steht auch fest, daß die Regierungen, welche Atombomben bauen und die Menschheit mit der totalen Vernichtung bedrohen, in Wahrheit keine verantwortlichen Instanzen mehr sind!
Seitdem steht auch fest, daß Moraltheologen mit der religiösen Auffassung eines Konrad von Marburg, den das Volk schließlich, sich von seinem kranken Wesen zu befreien, erschlug und auf den Misthaufen warf, – zurückgebliebene Gehirne und nicht in der Lage sind, die Zeit und ihre Gefährlichkeit zu begreifen.
Es muß einer These gegenüber, die sagt:

> „Der Staat hat Träger und Verteidiger des Rechtes zu sein, er kann nicht die Bergpredigt üben."

von vornherein gesagt werden, daß diese gottlose These in Wahrheit die Verleugnung Christi überhaupt betreibt.
Christus ist die Verkörperung der Bergpredigt, er läßt nicht mit sich markten, wie es diese „Moraltheologen" tun wollen. Der Christ ist verpflichtet, sich an die Lehren Christi zu halten, ohne die unausweichliche Bindung des Christen an die Ge-

setzesproklamation der Bergpredigt ist kein Christsein möglich. Den Armen verspricht Christus Gottes Reich, den Hungernden Sättigung, den Barmherzigen Barmherzigkeit, – aber nur die Friedensstifter nennt er Kinder Gottes. Mit der Bergpredigt sind die christlichen Gesetze nicht beendet. Christus fährt fort nach den Seligpreisungen:

> Ihr habt gehört, die Alten haben gesagt: Du sollst nicht töten! Ich aber sage Euch: wer seinem Bruder nur in Gedanken zürnt, den soll das Gericht der Dorfältesten schon für schuldig sprechen.
> Wer aber seinen Bruder auf der Straße anfällt und schreit: Du bist ein Schuft! – der soll dem Gericht des Hohen Rates verfallen sein.
> Wenn aber gar einer von seinem Bruder sagt: er sei um seiner Sünde willen aus der Liebe Gottes ausgestoßen und in der Gemeinschaft der Gottlosen, der soll, um dieser Lieblosigkeit willen, dem ewigen Feuer übergeben werden.
> Die Alten haben gesagt: Du sollst Deinen nächsten lieben, aber Deinen Feind hassen, ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde! Tuet Gutes denen, die Euch hassen! Segnet alle, die Euch fluchen! Bittet für die, die Euch beleidigen! Leget Fürsprache ein für jene, die Euch verfolgen.

Von diesen Worten Christi ist kein Mensch, gleich welchen Volkes, welcher Rasse, ausgeschlossen. Die civitas dei umfaßt alle, Haß, Zwietracht sind Aufruhr gegen Christi Gebot: liebet Eure Feinde.
Die Frühzeit des Christentums läßt deshalb auch erkennen, daß die Christen die eindeutigen Worte Christi als verpflichtendes Gesetz ansahen.
Eine Gemeinde-Ordnung aus dem Jahre 200 n. Chr. sagt: „Wenn ein Schüler des Taufunterrichtes oder ein Getaufter Soldat werden will, so soll er weggewiesen werden, denn er

hat Gott verachtet." Vacandant im Anschluß an Sulpicius Severus (341 n. Chr.) berichtet die Worte des Martinus am Vorabend einer Schlacht: „Mein Kaiser, bis heute habe ich Euch gedient, erlaubt jetzt, daß ich von nun an Gott diene. Mögen alle, die für Euch in die Schlacht ziehen, ihren Sold nehmen. Ich aber bin Soldat Christi, mir ist es nicht erlaubt zu kämpfen. – Wenn man meinen Glauben aber als Furcht bezeichnet, so möge man mich ohne Waffen vor die Front stellen. Ich werde im Zeichen des Kreuzes ohne Furcht durch die feindlichen Schlachtreihen schreiten."

Im Gegensatz zu dieser frühen, strengen Ubung herrscht heute eine Auffassung, wie sie in dem Buch „Die ritterliche Ordnung der Volksgemeinschaft" (Imprimatur des Limburger Ordinariates, 1950) erscheint. Uber den Atombomben-Massenmord von Hiroshima heißt es:

> Wenn der Kriegsführende sich auch nicht unmittelbar und vorsätzlich am Leben der friedlichen, am Kriege unbeteiligten Einwohner vergreifen darf, so ist es ihm doch nicht verboten, im Laufe des Kampfes Handlungen zu setzen, die den Verlust unschuldigen Menschenlebens zur notwendigen Folge haben. Dieser Verlust ist nicht etwa als geeignetes Mittel zur Brechung des feindlichen Widerstandes an sich gewollt, er ist bloß zugelassen und geduldet, als Nebenwirkung, die unvermeidlich mit dem rechtmäßig beabsichtigten Kampfziel verbunden ist."

Wie weit hat sich diese Moraltheologie in ihrer Verantwortungslosigkeit gegen Unschuldige entfernt von der christlichen Gemeindeordnung des Jahres 200, wie erschreckend der Weg von der Bergpredigt, zur kirchlichen Approbation des Massenmordes von Hiroshima!

II 3. An die Völker

Hans Henny Jahnn

Am Rande des Abgrunds

Die Menschheit ist in Gefahr, an sich selber unterzugehen. Als ich noch die Schule besuchte, mit 17 oder 18 Jahren und die Relativitätstheorie Einsteins in kümmerlicher Unzulänglichkeit aufnahm, hatte ich zum ersten Male die innere Gewißheit, daß es eine Kettenreaktion geben könnte, die uns Menschen oder sogar unsere Erde verzehren würde, um sie, als untauglich geworden, in irgend einen Anfang zurückzuschleudern.

Jetzt ist es soweit, daß das Scheitern aller positiven menschlichen Bemühungen mehr ist als das Gelingen. Wir kennen einige Daten und Statistiken, die uns die Summe unseres technischen Könnens und die Unterbilanz unserer seelischen Substanz anzeigen. Wir haben es versäumt, uns zu bescheiden und menschlich einzurichten. Wir sind dabei, die Tierheit auszurotten, uns hemmungslos zu vermehren und hemmungslos an die Gewalt, an das Recht des Stärkeren, zu glauben – an nichts sonst. Daß das Prinzip der Machtanwendung sich selber widerlegt hat, scheint nur eine schwache Minderheit zu begreifen. Wir stehen vor der grausigen Tatsache, daß eine Elite, die bestimmte Erkenntnisse hat, keine allgemeingültige Vernunft vermitteln kann. Die Macht liegt bei denen, die sie notfalls anwenden wollen, und nicht bei denen, die sie unter allen Umständen als widersinnig und widergeschichtlich verwerfen.

Die Aufrüstung auf beiden Seiten ist längst etwas Übertriebenes. Man kann mit vielen Zehntausend Atom-Sprengköpfen und Wasserstoffbomben keinen Krieg führen. Man kann nur noch einen Überfall planen. Einzig das ist von der Politik der Stärke übrig geblieben, die Unmoral auf einen Verdacht hin anzugreifen. Man erklärt dazu: die Folgen sind uns gleichgültig. – Man plant einen fantastischen Untergang, denn wohl oder übel muß man eingestehen, daß auch ein einseitiger Überfall an einer Fehlleistung oder an der Wachsamkeit des Gegners und der Zuverlässigkeit seiner Apparate scheitern kann. Aber selbst wenn es gelänge – man

würde wenigstens eine Milliarde Menschen ermorden müssen und alles, was wir bisher als Kulturgüter und ethische Setzungen bezeichnet haben, würde vernichtet sein. Das Wort „Freiheit" würde verschwinden. Der siegreiche Teil würde Millionen seiner besten Angriffs-Verteidiger hinrichten müssen, weil sie Träger von Schädigungen, vor allem von Erbschäden sind, die man nicht dulden kann. – Auf alle Fälle wird der Angegriffene oder Überfallene Gelegenheit und Zeit haben, seine vernichtendsten Sprengsätze, etwa Nuklearbomben mit Kobaltmänteln, zur Explosion zu bringen, wo auch immer – und die Halbzeit von 5 oder 6 Jahren der härtesten Strahlen ist ausreichend, um auch den Sieger Schäden zuzufügen, die jede Vorstellung überschreiten.

Das Schlimmste vielleicht: die Allgemeinheit – die sogenannten Gebildeten sind keine Ausnahme – bestreiten ihre geistige Tätigkeit mit einem Dutzend Denkmodellen, deren Richtigkeit nicht überprüft wird. So sagte ein Gegner der Atomaufrüstung im Bundestag, auch er glaube, daß es zukünftig noch Kriege geben werde, die Geschichte habe gelehrt u.s.w. – –. Welch ein Geständnis! Wenn es immer, in aller Zukunft Kriege geben wird – dann freilich brauchen wir uns um nichts mehr zu bemühen, denn die Atomwaffe ist, wie Pascual Jordan erklärte, in der Tat die Armbrust von ehemals. Aber Utopien können aufhören solche zu sein. Noch um 1800 gab es die Todesstrafe für etwa 150 unterschiedliche Verbrechen. In Hamburg z. B. wurden im 15., 16. und 17. Jahrhundert jährlich etwa 5 % der Bevölkerung hingerichtet; auch die Hexen- und Ketzerverbrennung gab es – und wenn seit dem Jahre 325 n. Chr. bis 1939 auch 815 Aufrüstungen von christlichen Völkern in Europa bewerkstelligt wurden, die 815 Kriege zur Folge hatten, so müssen wir dennoch daran mitwirken, daß die 816. Aufrüstung in den Mülleimer kommt.

Irgend jemand schleudert den romantisch durchsäuerten Satz heraus: „Lieber tot als Sklave." Am 2. April 1864 wurde das Prügelgesetz des Staatsministers von Oertzen in Mecklenburg

eingeführt, das jedem Großgrundbesitzer das Recht gab, als Sklavenhalter aufzutreten. Hätte nach jenem Datum die Bevölkerung Mecklenburgs, so weit sie nicht adlig war, Selbstmord begehen sollen? Soll heute die eingeborene Bevölkerung Südafrikas Selbstmord begehen? – Soll die Menschheit mit Phrasen vollgestopft werden, mit Propaganda, mit gelenkten Nachrichten, damit sie ethisch wohl präpariert, in vergreisten Denkmodellen gefangengesetzt, ihren Untergang und das Maximum an Qual hinnimmt?

Der Krieg wird sein oder er wird nicht sein. Unsere Hoffnung ist nur noch ein kleines Feuer. Es hat sich erwiesen, daß jene, die die Statistiken des Untergangs wirklich deuten können, sich vorstellen können, daß diese nach Tausenden oder Hunderttausenden Zählenden mit all ihrem Wissen und Warnen erdrückbar sind. Man kann sie mundtot machen. Man versucht es. Das militärische Denken überwuchert die Inhalte der Vernunft. Die Individualisten – ich selber rechne mich zu ihnen – haben nicht das Recht, den Tod einer Milliarde zu fordern, weil ihr besonders geartetes Freiheitsbedürfnis möglicherweise zukünftig nicht anerkannt wird. Der Selbstmord muß eine Entscheidung des Einzelnen für sich selber bleiben.

Bert Brecht

An die Völker

Das Gedächtnis der Menschheit für erduldete Leiden ist erstaunlich kurz. Ihre Vorstellungsgabe für kommende Leiden ist fast noch geringer. Die Beschreibungen, die der New Yorker von den Greueln der Atombombe erhielt, schreckten ihn anscheinend nur wenig. Der Hamburger ist noch umringt von Ruinen, und doch zögert er, die Hand gegen einen neuen Krieg zu erheben. Die weltweiten Schrecken der vierziger Jahre scheinen vergessen. Der Regen von gestern macht uns nicht naß, sagen viele.

Diese Abgestumpftheit ist es, die wir zu bekämpfen haben, ihr äußerster Grad ist der Tod. Allzu viele kommen uns schon heute vor wie Tote, wie Leute, die schon hinter sich haben, was sie vor sich haben, so wenig tun sie dagegen.

Und doch wird nichts mich davon überzeugen, daß es aussichtslos ist, der Vernunft gegen ihre Feinde beizustehen. Laßt uns das tausendmal Gesagte immer wieder sagen, damit es nicht einmal zu wenig gesagt wurde! Laßt uns die Warnungen erneuern, und wenn sie schon wie Asche in unserem Mund sind! Denn der Menschheit drohen Kriege, gegen welche die vergangenen wie armselige Versuche sind, und sie werden kommen ohne jeden Zweifel, wenn denen, die sie in aller Öffentlichkeit vorbereiten, nicht die Hände zerschlagen werden.

Wilfrid Schilling

Sonnenuntergang?

Es müßte ausgeschlossen sein, daß der Gedanke an den kollektiven Selbstmord weiterhin gesellschaftsfähig bleibt, daß er großmäulig von Politikern und mit Gruseln unterm Hemd von den Bürgern als ultima ratio diskutiert wird. Allein das schon stellt eine Bankrotterklärung des Menschen dar. Andauernd mit diesem Gedanken zu spielen, wenn dieser oder jener Umstand einträte, dann kurzerhand mit der Spezies Mensch Schluß zu machen, und unsere Kinder und uns zu verbrennen, das bewegt sich einerseits auf dem Glacis einer vollendeten moralischen Verkommenheit, die nur mit einem Sie-wissen-nicht-wovon-sie-reden entschuldbar wäre, und die laut nach dem Paragraphen 51 auf Vorschuß schreit, andererseits auf der keinesfalls dämonischen, lediglich bürgerlich-pervertierten Mentalität des Dr. Goebbels, der in stark verkleinertem Maßstab mit Gift die Zukunft seiner Kinder entschied. Die Tangenten liegen hier näher, als der durchschnittliche Zeitungsleser glaubt. Es ist das die hochentwickelte Form von moral insanity unserer Zeit, dieser schlangengleich entwickelte Wurmfortsatz des kleinen Berliner Gauleiters und seines Meisters: die normalen intellektuellen Fähigkeiten haben mehr oder weniger gelitten, aber dort, wo sich die moralischen Gefühle befinden sollten, ist nicht einmal ein Loch, sondern Schwachsinn. Jener Schwachsinn, welcher argumentiert Und-wenn-wir-alle-darüber-krepieren, aber . . Das hängt nun als Dauerdrohung über uns, das schmalzt sich uns triebhaft, dunkel, schizophren an zur-Verteidigung-des-Christentums, der Freiheit, (worunter man vieles zu verstehen hat, wie die Sicherheit der Aktiendepots, der Profite, des Wohlstands, und einer gedankenlos oder geschickt weiterentwickelten Faschismus-Erbmasse,) als Begräbnisfeierlichkeit-für-den-Kapitalismus und endlichen-Sieg-des-sozialistischen-Lagers.

Vor den wissenschaftlich exakt errechneten Folgen einer solchen zur berüchtigten Stunde X befohlenen Selbstauslöschung wird dieses Gerede zum makabren Gekreisch halbfertiger

Totenköpfe. Wer verbrennt denn? Der heuchelnde wie der echte Christ, der friedliebende wie der militaristische Sozialist, der Pazifist und der General, die Kopfnicker sowieso, die Zeitungsleser, du, ich, und aller Kinder, der Mensch also. Und selbst trostlos zu wissen ist es, daß es dann diesmal auch all die Knöpfedrücker und ihre Unter-Intransigenten erreichen würde, welche die Endzerstörung aller Werte in Kauf und Rechnung stellen.

Der Mensch hat es in der Hand, gegen sich selbst abzudrücken. Der Mensch, der als Kind lernt Du-sollst-nicht-töten, und als Erwachsener dieses Gebot zeitweilig außer Kraft gesetzt sieht, wenn es sich um andere Völker handelt, der sich so durch seine Geschichte durchgemordet hat, dieser Mensch sollte jetzt erkennen, daß er zwar bis jetzt nach hinten gesehen mehr schlecht als recht entschuldbar war mit dem Geplapper von der Geschichte, daß er, soviel er auch geirrt und gemordet haben mag, nie ganz die eigene Substanz verspielte. Irrt er sich aber dieses eine, unwiderrufliche Mal, ist seine Substanz weg, und er mit.

Das ist der Kreuzweg, an dem unheilbar verknöcherte Staatsmänner noch in den Dimensionen des Ersten und Zweiten Weltkriegs denken: der liebe Gott oder fünfeinhalb Raketen mehr würden ihnen den 'Sieg' bescheren. Sieg wessen, wozu, über wen? Als ob sich aus der Atomasche eines Menschen analysieren ließe, dieses da war ein krasser Materialist, ein echter Christ oder ein verpolitisierter, ein Liberaler, ein fanatischer Kommunist, oder ein Mitgestoßener. Die Mordtechnik von heute und morgen wirft unabwendbar alles Kampfgeschrei auf den Müll und die Menschheit hinterher. Schon die gedachte Hoffnung, Rußland, Amerika oder sonstwer würde allein vernichtet werden, stellt ein Verbrechen des Menschen gegen sich selbst dar.

Wie-gut, schreiben nun die klugen Leitartikler, die Zyankalimenge-hält-sich-beiderseits-im-Gleichgewicht, so-wird-es-bei Drohungen-bleiben. So liest der Zeitungsabonnent viel Verspieltes über todernste Angelegenheiten, lullt sich mithinein, sagt vielleicht so-schlimm-kann-es-also-nicht-werden. Ohne Garantie, daß ein Knöpfedrücker doch noch auf's Knöpfchen drückt, rangiert ein mögliches Kapitalverbrechen neben Milchpreiserhöhung und neuen Schuhen für die Frau. Rein individuell weiß er, daß ein Bankrotteur heutzutage nicht mehr zu Strick oder Revolver greift, und wer schon springt eines unehelichen Kindes wegen noch ins Wasser? Wenn Minister ihre Pflichten verletzen, treten sie nicht zurück, sondern verteidigen eisern ihre Verfehlungen. Wenn sich Männer im Wirtshaus streiten und benützen das Messer, kommt die Polizei, und niemand legt sich eine Kassette Dynamit in die Wohnung und sich darauf schlafen. Er weiß das alles, der Mensch, besonders, wenn es ihm gut geht. Was er nicht recht zu wissen scheint, ist dies: zum privaten Selbstmord liegen immer irgendwelche Gründe vor, nicht aber zur allgemeinen Perversion dieser Todesart, zum kollektiven Selbstmord. Sie bleiben fadenscheinig, und wenn noch so gut und wohlmeinend argumentiert wird. Auch wenn es in der Sprachregelung aller Stehengebliebenen heißt, zur Erhaltung des Friedens müßten Divisionsstärken und Feuerkraft erhöht werden. Er müßte endlich wissen, daß das Vernichtung bedeutet, und daß erhöhte Feuerkraft mit verminderter Denkkraft gleichzusetzen ist, welche im Endeffekt darauf abzielt, das Problem mit dem Menschen zusammen zu eliminieren. Er selbst dürfte es nicht mehr zulassen, daß in der menschlichen Gesellschaft weiterhin die Möglichkeit des Kollektiv-Selbstmords und des allgemeinen Genocids erörtert wird. Denn so bankrott, so schizoid sind wir denn doch noch nicht, oder wenigstens nicht schon wieder. Oder doch?

Hans Jürgen Heise

Mit der Bombe leben?

Was nützt eine Waffe, die den, der sie besitzt, mittötet? Und was nützt sie, wenn ihre Herstellungskosten so hoch sind, daß das, was sie beschützen soll – der Weltfrieden –, so teuer wird, daß man vor Unkosten, vor lauter Rüstungsausgaben nicht dazu kommt, abzuschaffen, was bisher, alles Propagandistische einmal beiseite gelassen, stets der einzige Grund für Kriege war: Hunger, Elend, Unwissenheit.

Was wir brauchen, ist keine Bombe, die auf der Grundlage des atomaren Schreckens eine Art Gleichgewicht schafft. Es ist vielmehr ein Feldzug gegen menschlichen Jammer und menschliche Ignoranz. Und nur Ost und West – Amerika und Rußland, Frankreich und China, DDR und Bundesrepublik – können, in einer riesigen koordinierten Bemühung, die Kosten für ein solches Unternehmen aufbringen. Nachzuholen, zu entwickeln ist schließlich nicht nur in Afrika, Lateinamerika und Asien, sondern auch bei uns: vor allem in unserem Bewußtsein, unserem Gehirn. Denn immer noch werden die Nationen der zivilisierten Welt mit alten Mythen und Lügen gefüttert. Und die Intellektuellen (die etwas besser Ausgebildeten) sorgen dafür, daß die Lügen und Mythen auch weiterhin im Umlauf bleiben. Dafür erhalten sie dann, nach einem ebenso wirksamen wie einfachen Verteilerschlüssel, Amt, Würde und Ansehen; dafür bekommen sie einen etwas größeren Knochen vom Sozialprodukt.

Das Geld wird also ausgegeben zur Stabilisierung der Verhältnisse, nicht zu ihrer Überwindung. Die Bombe. Die Bombe auf beiden Seiten.

In gewisser Weise ist es so, daß der Westen den Osten braucht – wie Gott den Teufel: Er kann ihm das, was ihm selber mißrät, in die Schuhe schieben. Und auf dieser Grundlage benötigt auch die kommunistische Welt den Westen. Den sehr verderbten, atomaren Westen; den Westen mit Rolling-back-Absichten.

Die Außenpolitik also, die Ost-West-, die West-Ost-Politik: Bemäntelung der eigenen Innenpolitik, geschickte Ablenkung von wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Zuständen, Mißständen.

Unter solchen Aspekten muß man die Bombe sehen. Sie ist ein Beweis für die geringe politische Flexibilität überall, für die geistige Trägheit, die Hand in Hand geht mit moralischer und ökonomischer Korruption. Die Bombe ist das Produkt einer Menschheit, die es – Freud wird ja im Westen meist belächelt und ihm Osten unterdrückt – bisher nicht gelernt hat, ihre eigene Natur richtig einzuschätzen und die aggressiven, psychischen Tendenzen auf eine für die Gesellschaft unschädliche (d. h. geistige) Weise abzufangen.

Arnold Zweig

Physik und Psyche

Wir wissen, daß in der menschlichen Seele, in der des Kindes wie in der von Massen, eine begeisterte Lust auf der Lauer liegt, die Sigmund Freud den Aggressionstrieb nannte und der die Freude am Zerschlagen von Spielsachen oder Gebäuden bewirkt und ausdrückt. In jedem Kindergarten wie in jeder Kriegshandlung unserer Weltkriege konnte man den Ausbruch solcher Lust beobachten, den die Kirche seit Jahrtausenden als Werk von Teufeln und Dämonen hinstellt, ohne dabei auf die menschliche Seele bessernd einwirken zu können. Andererseits zeigt die Kriegsgeschichte eine ununterbrochene Bemühung der erwachsenen Völker und Kulturen, Kriegshandlungen als Bestandteile des politisch erlaubten, ja glorifizierten Vorgangs „Krieg" auf die kämpfenden Heere selbst zu beschränken, die Zivilbevölkerung davon auszuschließen und das Kämpfen selbst unter zivilisierende Regeln zu stellen, „ritterlich" verlaufen zu lassen. Es war unserem Weltalter vorbehalten, diesen ganzen Vorgang zurückzuschrauben und den totalen Krieg wieder einzuführen, den die byzantinischen Heere beispielsweise auf das Volk der Goten in Italien losließen und den der Schriftsteller Prokop aus Caesarea in seiner berühmten Darstellung des Gotenkrieges der Vergänglichkeit entriß.

Durch die Entdeckung und Handhabung der Gewalten des Atomkerns gelangte unsere Generation in den Besitz eines Mittels, dessen vernichtende Kraft wahrhaft kosmisch ist. Jeder Lebende heute weiß, daß der Mißbrauch atomarer Entfaltung bereits deutliche Zeichen in Pflanzen, Tieren und Menschen hinterließen, die die weitere Bewohnbarkeit unseres Planeten für Geschöpfe unserer Art in Frage stellen könnte. Tausende Physiker und Ärzte haben dies als Resultat ihrer Beobachtungen öffentlich verkündet. Durch sie vermögen wir, den politischen Leitern großer Staaten die Frage zu stellen: Wielange noch? In Japan, im Pazifik, in Bayern und im Schwarzwald könnt ihr feststellen, was eure an sich nutzlosen Atomexplosionen in bevölkerten Gebieten anrichten, deren

Bewohner ihrer friedlichen Beschäftigung nachgehen wollen. Selbst eure Phantasie wird ausreichen, von dem, was sich durch euch schon im Frieden ereignet, das Entsetzliche abzulesen, das ein Krieg mit Atomraketen bewirken würde.

Wir wissen also, daß in der menschlichen Seele ein gefährlicher, ja zerstörender Trieb wirksam ist, aber wir wissen auch, daß es dieser selbe Trieb ist, der uns Menschen zu jeder Aktivität antreibt, zur Durchbrechung von Bergen, zur Erkundung der Eisfelder des Nord- und Südpols, zur Befruchtung von Wüsten, zum Umlenken von Strömen – ja, daß ohne ihn keine erfolgreiche Liebeswerbung, kein Aufrufen unserer Zeitgenossen zur Beseitigung der Atomgefahren möglich wäre. „Die Bewältigung des Aggressionstriebes gehört zu den schwierigsten Aufgaben der kulturellen Menschheit, und man muß erkennen, daß sie bisher vom Einzelnen wie von der Gesamtheit nur mangelhaft gelöst wurde", lesen wir bei Freud. Wollen wir dabei einen Schritt weiter tun, meine Freunde? Besäßen wir noch einen Weltgerichtshof, wie er 1945 in Nürnberg Kriegsverbrecher richtete, so würden wir an ihn appellieren, ihm unsere Überzeugung vortragen, daß schon die Vorbereitungen zum Ausrotten der Menschheit durch Mißbrauch der Atomgewalten ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit darstellt; daß man dieses Verbrechen nicht zur Ausführung kommen lassen dürfe. Da wir aber diesen Gerichtshof noch nicht besitzen, laßt uns wenigstens ein Verbrecheralbum anlegen und die Köpfe und Gesichter all derer darin zusammenstellen, die sich weigern, auf die mahnende Vernunft der Einsichtigen zu hören. Die schaffende Lust der Zerstörung zu betätigen gibt es hundert gesittungsfördernde Aufgaben: noch verheeren Krankheiten die Erde, wohnen Millionen von Menschen in Stadtvierteln, welche nur darauf warten, abgerissen zu werden, verhindern dauernde Kriegsdrohungen die arbeitsfreudigen Eingeborenen ganzer Erdteile durch Lernen und Studieren unserer Technik etwas Besseres zu werden als Schuhputzer oder Gläserspüler.

II 4. Wettlauf mit dem Tode

Paul Schallück

Wettlauf mit dem Tode

Die Überschrift könnte der Titel einer Kurzgeschichte sein. Sie kündigt jedoch einige Gedanken über die Atombombe an. Wollt ihr die Politik nicht den Politikern überlassen, höre ich sagen; was versteht ihr davon? Schriftsteller und Politik, das ist keine gute Verbindung.

Ich begreife das Unbehagen und das Seltsame des Unterfangens, daß ein Schriftsteller über die Atombombe sprechen will. Auch nach meiner Ansicht gehört die Politik, vor allem natürlich die Politik der Parteien, nicht zur Aufgabe des Schriftstellers. Seine Aufgabe ist: Wortloses in Worte fassen, Unsichtbares sichtbar machen, Namenloses benennen. Nun erheben sich aber im schrecklichen Licht der ersten Atombombenexplosion von Hiroshima, das in Wahrheit noch nicht erloschen ist, immer mehr Dinge, die uns beängstigen, weil wir für sie keine Namen haben, die vorhanden, aber unsichtbar sind, weil sie noch nicht ausgedrückt wurden. Der Schriftsteller bleibt also in seinem Metier, wenn er versucht, Namen zu finden. Dichter früherer Zeiten durften wohlklingende Namen ersinnen. Aber die Zeit hat sich gewandelt. In Hiroshima begann die bisher letzte Weltenstunde.

Das Ausmaß der Wandlung läßt sich mit einem Vergleich deutlich machen. Als Galileo Galilei um 1600 durch eines der ersten Fernrohre in den Weltenraum blickte, entdeckte er eine Welt, die für die meisten Menschen nicht faßbar war. Bis dahin glaubte man, die Erde sei der Mittelpunkt der Welt. Das war ein Glaubenssatz, die Bibel bewies ihn, und es gab keinen anderen Beweis als die Bibel. Aber Galilei sagte: ich sehe, daß die Erde nicht feststeht, der Mensch nicht im Mittelpunkt der Welt lebt. Philosophen und Theologen weigerten sich, dieser Erkenntnis zu folgen; sie weigerten sich sogar, durchs Fernrohr zu schauen; sie sagten: wir finden die Wahrheit allein in der heiligen Schrift, Galilei ist ein Phantast. Ihre Weigerung nützte ihnen nichts. Die Grundlagen der Weltanschauung und der Politik waren erschüttert. Galileis Entdeckung zwang die Menschen, ihre Denkmethoden zu über-

prüfen, die Welt mit neuen Augen zu sehen. Die Menschen mußten umdenken lernen.

Der Galilei unserer Tage – Einstein oder Planck, Born, Pauli, Heisenberg oder Oppenheimer – er sagt nicht: Und sie bewegt sich doch. Er sagt: Die Menschheit ist tötbar; er sagt: die gesamte Menschheit, die Gattung Mensch kann vom Menschen selbst ausgerottet werden durch das, was sein Scharfsinn, sein Erfindergeist geschaffen haben. Und diese Erkenntnis verlangt auch von uns, daß wir umdenken lernen. Prof. Gerlach hat es so ausgedrückt: „Es geht uns um die Einsicht, daß mit den gewonnenen technischen Möglichkeiten die Welt unter den bisherigen Vorstellungen nicht erhalten werden kann."

Fragen wir zunächst nach den gewonnenen „Möglichkeiten". In symbolhafter Zusammenfassung ist damit die Atombombe gemeint. Was die erste Atombombe in Hiroshima angerichtet hat, wissen wir: 72 379 Tote, 163 000 Verletzte und Vermißte, noch heute sterben Menschen an der radioaktiven Verseuchung von vor 13 Jahren. Die TIME berichtete im August 1958: „Im Jahre 1955 starben in Hiroshima und Nagasaki 20 Menschen an der Atomkrankheit, 1956 waren es 36, 1957 schon 65 Menschen; von 32 000 Kindern, die während der letzten 13 Jahre in Hiroshima geboren wurden, kam eines von sechsen deformiert oder tot auf die Welt; für die Überlebenden, die von der Atomkrankheit noch nicht befallen sind, scheint der schlimmste Schaden ein psychologischer zu sein; viele versuchen ihre Identität zu verschleiern, weil sie sonst geschnitten werden; in einer öffentlichen Meinungsumfrage sagten 50 Prozent der Befragten, sie würden keinen Überlebenden heiraten, 80 Prozent von denen, die bereit wären, einen Überlebenden zu heiraten, sagten, sie würden sich weigern, Kinder zu haben." – Wir müssen unsere Phantasie schon gewaltig anstrengen, um uns die Wirklichkeit vorzustellen, die sich hinter diesen Zahlen verbirgt.

Die Entwicklung ist jedoch bei dem ersten Bombentyp nicht

stehengeblieben. Inzwischen gibt es die „taktischen Atomwaffen". Das klingt harmlos, aber die Harmlosigkeit will etwas vertuschen. In ihrem Appell vom April 1957 haben die 18 deutschen Atomforscher aus Göttingen erklärt: „Taktische Atomwaffen haben die zerstörende Wirkung normaler Atombomben." Taktische Atomwaffen können mit einer Kanone abgeschossen werden. Von solchen Geschossen existieren bereits mehr als 40 000 Stück. Die neue aber, die H- oder Wasserstoffbombe, ist tausendmal wirkungsvoller. Eine H-Bombe pulverisiert bei der Explosion im Umkreis von 15 km sämtliche Gebäude; im Umkreis von 80 km werden ungeschützte Personen Verbrennungen erleiden; bei normalen Witterungsverhältnissen wird die Gegend im Umkreis von 240 km radioaktiv verseucht. Eine H-Bombe, auf das Ruhrgebiet geworfen, wird Millionen Menschen das Leben kosten. Mit sechs raffiniert angesetzten H-Bomben kann die gesamte Bundesrepurepublik vernichtet werden. Die Strategen der Stabsübung „Schwarzer Löwe" rechneten damit, daß im Kriegsfalle auf Mitteleuropa 100 H-Bomben abgeworfen würden. Und die 18 Göttinger Professoren haben versichert: „Wir kennen keine technische Möglichkeit, größere Bevölkerungsmengen vor dieser Gefahr zu schützen."

Wir brauchen nicht erst an den Kriegsfall zu denken. Schon Versuchsexplosionen sind gefährlich, weil sie Luft, Wasser, Lebensmittel vergiften und genetische Schäden unbekannten Ausmaßes verursachen. Der amerikanische Chemieprofessor und Nobelpreisträger Linus Pauling hat errechnet, daß die Bikiniversuche wahrscheinlich 500 000 Krebsfälle hervorrufen, daß schon heute jede Versuchsexplosion den frühzeitigen Tod oder die lebenslange Umnachtung von 15 000 Kindern verursache; er hat die Mitteilung der amerikanischen Atom-Energie-Kommission, bei jedem Atomwaffenversuch werde je Megatonne Spengstoff 17 Pfund radioaktiver Kohlenstoff frei, interpretiert: die Gefahr, die der Menschheit durch die Versuche entstehe, erstrecke sich auf die nächsten fünf- bis zehn-

tausend Jahre. Der Bericht des wissenschaftlichen Ausschusses der Vereinten Nationen über die Wirkung atomarer Strahlung in Genf hat Paulings Berechnung weitgehend bestätigt. Darin ist zu lesen, daß die Zellen der ungeborenen Kinder besonders strahlungsempfindlich sind. „Manches Versuchsmaterial legt die Folgerung nahe, daß in der Kindheit Leukämie auftreten kann, wenn der Fötus geringfügigen Strahlungsmengen ausgeliefert wird." So würde einem großen Teil der Bevölkerung ein merklicher Schaden zugefügt, „bevor dieser endgültig als von Bestrahlung herrührend identifiziert werden könnte." Die Hauptgefahren sind also die Erbschäden. „Sie wirken auch auf alle Nachkommen und können auf keinerlei Weise rückgängig gemacht werden, wenn sie einmal eingetreten sind. Eine Gefahr, die es in der bisherigen Weltgeschichte noch nicht gegeben hat." (Prof. Fleischmann.) Kein Zweifel, der Mensch ist imstande, die Menschheit auszurotten. Diese Erkenntnis bewegte schon Albert Einstein, als er vor der ersten Atomexplosion und nachher die Regierungen und Völker immer wieder mahnte, nicht mit der Vernichtung zu spielen. Dann haben die 18 deutschen Atomforscher aus Göttingen versucht, die Welt wachzurütteln. Und der englische Philosoph und Nobelpreisträger Bertrand Russel gestand: „Die deutsche Opposition gegen die Atomrüstung – besonders die der berühmten deutschen Atomwissenschaftler –, hat die Anhänger der Vernunft in aller Welt außerordentlich ermutigt." An die Seite der Wissenschaftler trat mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit Albert Schweitzer: „Wir sind alle genötigt, jede Steigerung der bereits bestehenden Gefahr durch weiterhin stattfindende Erzeugung von radioaktiven Elementen durch Explosionen von Atombomben als ein Unglück für die Menschheit anzusehen, das unter allen Umständen verhindert werden muß." Im November 1957 hat sich Papst Pius XII. gegen „diesen erschöpfenden und kostspieligen Wettlauf mit dem Tode" ausgesprochen. 2000 amerikanische Wissenschaftler, 835 britische

Hochschullehrer haben ihre Stimme erhoben. Die Liste der Einzelpersonen und Gruppen, die in Deutschland gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr protestierten, ist viele Seiten lang: Aufruf des Ausschusses „Kampf dem Atomtod", Appell der 44 Professoren an die Gewerkschaften, des 60. und 61. Deutschen Ärztetages an die Regierung; Proteste der 936 Hamburger Ärzte, der schleswig-holsteinischen Ärztekammer, der 200 deutschen Professoren, der Professoren, Dozenten und Studenten in Heidelberg, Gießen, Frankfurt, Braunschweig, Darmstadt, Tübingen, Köln, Göttingen, Hamburg, München; Proteste der Evangelischen Kirchen und Bruderschaften, der namhaften und der 251 Katholiken, der deutschen Frauenverbände – unmöglich, sie alle aufzuzählen; nicht zuletzt aber: Appelle pädagogischer Hochschulen, Akademien, Institute und der Arbeitsgemeinschaft deutscher Lehrerverbände, der allein mehr als hunderttausend Mitglieder angehören.

Die Appellanten, die wahrhaft zur Elite des Volkes gehören, sind keine wirklichkeitsblinden Weltverbesserer. Sie wollen mit ihren Aufrufen erreichen, was real fürs erste erreichbar ist: nämlich verhindern, daß die deutsche Bundeswehr mit Atomwaffen ausgerüstet wird. Unser Volk sollte seine Chance erkennen, der jüngsten Vergangenheit eingedenk bleiben, anderen Völkern ein Vorbild geben und auf Mord- und Selbstmordwaffen verzichten. Das ist die geistige Grundlage aller Proteste. Dann aber – lassen wir die 18 Göttinger Professoren sprechen: „Für ein kleines Land wie die Bundesrepublik glauben wir, daß es sich heute noch am besten schützt und den Weltfrieden am besten fördert, wenn es ausdrücklich und freiwillig auf den Besitz von Atomwaffen jeder Art verzichtet." Und dazu noch das Wort Bertrand Russels: „Den Besitz von Atomwaffen auf Amerika und Rußland beschränkt zu sehen, entspräche nicht ganz unseren Zielen; doch wäre das immerhin ein Fortschritt in dem Bemühen, die Gefahr eines Atomkrieges zu verringern. Wenn nicht die gegen-

wärtige Politik der Regierungen geändert wird, so werden bald sehr viele Länder – kommunistische, antikommunistische, neutrale – diese furchtbare Waffe besitzen. Und dann wird nicht nur die Möglichkeit eines zufälligen Mißverständnisses größer werden, sondern auch die Chance des rücksichtslosen Militarismus." Und das bedeutet atomare Anarchie. Davor haben wir eine unüberwindliche Angst.

Angst erzeugt Haß, Haß erzeugt Ungeduld und Nervosität; zum Schluß wird die nervöse Spannung unerträglich, und der Krieg bricht aus. Nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit, erklärte der frühere amerikanische Luftfahrtminister Finletter, müßte mit einer solchen Katastrophe gerechnet werden: „Es ist idiotisch, zu glauben, man könnte in einer von Atombomben strotzenden Welt hoffen, die Waffe würde niemals losgehen." Wie aber lautet die Parole derjenigen, die das Wettrüsten betreiben und die Bundeswehr atomar aufrüsten wollen? Abschreckung, Abschreckung, Abschreckung! „Rüstungswettläufe der Vergangenheit haben fast ohne Ausnahme mit einem Krieg geendet, und es gibt keinen Grund, ein anderes Ergebnis von dem heutigen Rüstungswettlauf zu erwarten." (Bertrand Russel.) Prof. Weizsäcker hat nachgewiesen, warum die Methode des Abschreckens ein Produkt schrecklicher Gedankenlosigkeit ist: „Mit den H-Bomben kann man bei der Möglichkeit des sofortigen Gegenschlags nur drohen, wenn man bereit ist, selbst sogleich mit dem Gegner zugrunde zu gehen. Eine Drohung aber, die nur um den Preis des eigenen Untergangs eingelöst werden kann, ist gar keine Drohung. Wenn jeder weiß, daß diese Bomben nicht fallen werden, sind sie so gut wie nicht vorhanden. Die Gefahr für uns alle liegt also darin, daß die Besitzer der Bomben, um mit ihnen überhaupt drohen zu können, bereit sein müssen, sie wirklich zu werfen."

Folglich ist, was die Regierenden und besonders die in Bonn betrifft, der Augenblick gekommen, da der Mensch en masse wie Ungeziefer als Objekt von Massenvernichtungsmitteln

betrachtet wird. Damit wird seine Menschlichkeit geleugnet und die Voraussetzung der Menschlichkeit zerstört, nicht erst mit der Anwendung, schon mit der Bereithaltung der Vernichtungsmittel unter dem Vorzeichen der Abschreckung. Hier schließt sich der Teufelskreis der Angst des Menschen vor dem Menschen. Wie kann er durchbrochen werden? Dadurch, daß e i n Volk beginnt, auf die atomare Rüstung zu verzichten und sich sogleich auch auf ein neues Vertrauen zu verlassen, nicht blindlings; aber zusätzliche deutsche Atomrüstung schreckt ja den Kommunismus nicht ab, sondern dient seiner Argumentation und Propaganda. Es gibt keine andere Möglichkeit mehr, als dem Kommunismus ohne Abschreckung zu begegnen: in der geistigen und wirtschaftlichen Auseinandersetzung. Haben wir so wenig Vertrauen zu uns selbst, daß wir drohen müssen?

„Wir Lehrer und Erzieher", erklärte die Hamburger Lehrergewerkschaft, „können nur für ein Dasein erziehen und es vorleben, das in Ehrfurcht vor dem Leben geführt und erfüllt wird. Solch ein Erziehungsauftrag verliert seinen Sinn in der Welt, in der schon Atomwaffenversuche das Leben, die körperliche und geistige Substanz der Ungeborenen bedrohen. Wir bekennen uns deshalb zum Geist und zum Inhalt der Worte, die Albert Schweitzer zur ganzen Welt gesprochen hat." Haben nun all die Gedanken und Erklärungen, Appelle und Proteste etwas genützt? Bundeskanzler Dr. Adenauer sagte elf Jahre nach dem Kriege: „Die Russen sind unsere Todfeinde." Er hat mehrfach beteuert, auch er sei für Verhandlungen mit den Sowjets, aber erst dann, wenn er „bis an die Zähne bewaffnet" sei. Er hat von der Atombombe als von einer „weiter entwickelten Artillerie" gesprochen. Ein Regierungssprecher sagte bei der großen Atomdebatte: „Wir übernehmen die Verantwortung." Der ehemalige Verteidigungsminister Strauß hat geäußert: „Das Echo auf den ersten feindlichen Gewehrschuß wird eine nukleare und thermonukleare Explosion sein." Das alles sind Zeugnisse einer verhängnis-

vollen Phantasielosigkeit. Weil die Phantasie der Regierenden eingeschrumpft ist, konnten sie den Appell der 18 Göttinger mit der linken Hand abtun und sich benehmen, wie sich die Theologen vor Galileis Fernrohr benommen haben, und noch immer die gefährliche Phrase nachplappern, die es heute gibt, daß man den Krieg vorbereiten müsse, wenn man den Frieden wolle. Die Katastrophe hat für die Regierenden kein menschliches Gesicht; die Zerstörung bleibt für sie anonym. Aus Phantasielosigkeit können sie von Atombewaffnung sprechen und dennoch Nacht für Nacht ruhig schlafen.

Sind wir also machtlos, die Anhänger der Vernunft, nach Bertrand Russell? Sollen wir den Kopf in den Sand stecken und resignieren? Noch ist die atomare Bewaffnung Deutschlands nicht verwirklicht. Noch ist es Zeit zu handeln und zu sprechen, wie der Filmschauspieler Dieter Borsche gesprochen hat: „Auf uns allen lastet der geschichtliche Vorwurf, schweigend und ohnmächtig das ‚Regiertwerden' geduldet zu haben, als wir sprechen mußten. Ich will nicht regieren, aber ich will das Recht haben, denen, die regieren, meine Ansicht zu sagen, und: ich will gehört werden."

Bitte, überlegen wir doch: Ist etwa die Genfer Atomkonferenz nicht auch deswegen zustande gekommen, weil Millionen von Menschen in aller Welt sie verlangt haben? Haben nicht auch wir in Deutschland mit unseren Protesten dazu beigetragen, daß die Großmächte bekanntgaben, auf Atombombenexplosionen zu verzichten? So ohnmächtig sind wir gar nicht, wie es im bänglichen Herzen scheinen mag. „Die öffentliche Meinung", hat Albert Schweitzer gesagt, „ist noch immer eine Macht, an der die Regierenden nicht vorübergehen können". Es kommt darauf an, die öffentliche Meinung noch intensiver und unablässig den Regierenden vor Auge und Ohr zu bringen. Dabei kann jeder mithelfen, jeder Staatsbürger, ganz besonders und weit darüber hinaus aber der Lehrer, der Erzieher unserer Kinder.

Noch einmal darf ich Bertrand Russell für mich sprechen lassen: „In unserer Zeit müssen alle, die nur einen Funken Einsicht besitzen, die Politiker und Völker daran erinnern, was Sinn und Ziel menschlichen Daseins sein soll." Hier wird deutlich, daß die Atombombe längst aus dem Bereich der Parteipolitik hinausgerückt ist. Sie ist zu einem moralischen Poblem geworden; sie stellt uns alle vor eine Entscheidung, die wir in unserem Gewissen zu fällen haben. Nun hat kein Beruf so ausdrücklich wie der des Lehrers das wunderbare Recht und die große Aufgabe, das Gewissen unseres Volkes zu schärfen und zu bestimmen, wie groß künftig die moralische Kraft des Volkes sein wird. Sein Vorbild und sein Wort – in welchem Fach auch immer – kann die Jungen, die eines Tages die Erwachsenen sein werden, das lehren, was sie zuvörderst benötigen, wollen sie mit dem Atomzeitalter fertig werden, in dem sie fast um ein halbes Jahrhundert länger zu leben haben als wir: Ehrfurcht vor dem Leben nämlich und mit der Ehrfurcht vor jeglichem Leben die Verwerflichkeit atomarer Massen-Vernichtungsmittel. Wie soll diese Welt bestehen können, wenn diejenigen, die nach uns kommen und schon bald darüber zu befinden haben, ob die ungeheuren Kräfte des Atoms zum Wohle der Menschheit oder zu kriegerischen Zwecken genutzt werden, nicht ausgerüstet sind mit sittlichem Ernst und moralischer Verantwortung? Wer aber soll die Jugend unseres Volkes hinführen zu der Erkenntnis, daß das Schicksal des Atomzeitalters in ihrer Hand liegt? Die Eltern sind zumeist eingespannt in Arbeit und Sorge des Alltags. Der Politiker? Der Schriftsteller? Nur der Lehrer hat die großartige Möglichkeit und zugleich auch ernste Verpflichtung, die Jugend vorzubereiten, moralisch auszurüsten, sittlich zu festigen – ganz gleich, welcher Partei die Eltern angehören, welcher Partei sich die Jungen zuwenden, wenn sie erwachsen sind. – Es geht nicht mehr um Parteipolitik. Es geht allein darum, daß eine Jugend heranwächst, die bereit ist, den Wettlauf mit dem Tode zu stoppen.

Rudolf Rolfs

Der Frieden - ein Traum?

Liebe Menschen!

In unserem Lande werden viele Reden gehalten. In zehn Minuten ist schon wieder eine Rede mehr gehalten worden. Ich darf Ihnen aber versprechen: es ist dann eine Rede von einem gehalten worden, der an das glaubt, was er sagt.

Der Fall ist nicht häufig.

Es hat dann kein professioneller Redner gesprochen; es hat einer gesprochen, der für seine Sprüche nicht bezahlt wird.

Im Gegenteil!

Es hat dann einer gesprochen, der sich möglicherweise damit ‚verdächtig' gemacht hat, daß er das Wort ‚Frieden' mehrmals ungeschminkt benutzte.

Schwächliche Politiker der Stärke sind gegnerischen Parolen so auf den Leim gegangen, daß sie das Wort ‚Frieden' zum Privileg der Kommunisten erhoben. Und wir in unserer traditionsreichen Beschränktheit setzen der Friedentaube Picassos den tuberkulösen Raubvogel, den Reichs- und Bundesadler aus verkapitulierter monarchistischer Vergangenheit entgegen!

Wir haben dem Adler, graphisch mit der Zeit gehend, die Flügel gestutzt, so wie vom Deutschlandlied, akustisch-optisch modegerecht, die dritte Strophe gesungen und an die erste gedacht wird.

Ich will zugeben: Auch ich bin für die Politik der Stärke!

Ich bin dafür, daß wir unüberwindlich stark werden. Doch, für mich ist nicht der Milchbart stark, der seine Maschinenpistole trägt, für mich ist jener stark, der sein Hirn zum Denken und sein Herz zum Lieben zu nutzen weiß. Daß wir mit einem Arsenal erstklassiger Waffen einen Krieg zu verlieren verstehen, haben wir ‚musterhaft' bewiesen, es ist an der Zeit, daß wir beweisen, daß man mit kraftvoller Menschlichkeit einen Frieden gewinnen kann.

Wenn man mich, den Pazifisten, als weltfremd abstempeln möchte, so glaube ich dieser diffamierenden Suggestivparole der Abstempler nicht, denn sie halten es für lebensnah, daß

sich Menschen auf das Stichwort einiger herrschender Klüngel umbringen.

Und wenn man mich fragt, ob es einen Sinn hätte, auf die Straßen zu gehen, um für den Frieden zu demonstrieren, so antworte ich: Ich weiß es nicht! Ich weiß aber, daß es einen entsetzlichen Sinn haben kann, es nicht zu tun! Und ich weiß aus Erfahrung, welche Folgen die Staatsbürgererziehung haben kann, wenn sie mit Sätzen betrieben wird wie: ‚Wir können nichts daran ändern!' ‚Was können wir schon machen?', ‚Die oben machen ja doch, was sie wollen!' Diese narkotisierenden Staatsbürgerplatitüden sind Sprungbretter für die Diktatur!

Kommt man mit dem Scheuklappensatz: ‚Demonstriert doch bei denen da drüben für den Frieden!' so frage ich: ‚Würde man denen denn auch gestatten, hier zu demonstrieren?'

Als Bürger der Bundesrepublik ist es nicht meine Aufgabe, Mißstände in meinem Lande ungeschoren zu lassen, weil es woanders ebensolche, vielleicht sogar größere, Mißstände gibt.

Wir dünken uns doch humaner und demokratischer, dann sollten wir uns auch bemühen, humaner und demokratischer zu sein als jene, die zu bekämpfen wir bereit sein sollen, obgleich wir gleichzeitig aufgefordert werden, auf unsere ‚freiheitlichen Errungenschaften' zu verzichten.

Mit dem Moltke-Satz: ‚Nur das Schwert hält das Schwert in der Scheide!' ist auf mich kein Eindruck mehr zu machen. Kein frappierendes Zitat ohne frappierendes Gegenzitat!

Gebranntes Kind scheuts Sperrfeuer!

Mit dem 20-Milliarden-D-Mark schweren Satz: ‚Nur das Schwert hält das Schwert in der Scheide!' ruinieren wir das soziale Gefüge unserer Gesellschaft und verzichten auf den Aufbau eines friedlichen Staates. In dieser Welt beginnt sich das Vertrauen vom Waffenstarken dem Unbewaffneten zuzuwenden.

Ich möchte auch stark sein! Doch unbewaffnet!

Militärische Stärke ist unsere weltanschauliche Schwäche!

Je mehr unser Staat sich aufrüstet, umso mehr rüstet er die die Demokratie ab. Das Volk wurde in unserer Sonderanfertigung von ‚Demokratie' weder befragt, ob es Soldaten haben wolle, noch ob es Atomwaffen benötige. Man hinterging das Volk listig – wie die Werbegesellschaft einer Zigarettenfirma mit Lügen und Halblügen Gesunde zu Nikotinsüchtigen macht, – mit dem jeden Realismus verdrehenden Satz: Keine Experimente!

Was man dem Volk mit diesem Satz sachlich angetan hat, läßt sich noch nicht absehen, daß man es charakterlich vergiftete, ist täglich nachweisbar. Man weiß, warum man das Volk nicht fragt. Man will das Volk nicht erst daran gewöhnen, daß es das Recht darauf hat, befragt zu werden.

Als ich im Kino einmal bei einer Wochenschauszene pfiff, die mir mit ihrer Rüstungspropaganda zu penetrant war, beugte sich ein Herr zu mir und sagte: „Sie können ja eine eigene Meinung haben, doch Sie müssen sie ja nicht äußern!" Mir kommt es aber sklavisch vor, wenn Menschen wohl eine eigene Meinung haben und doch stillschweigend im Gleichschritt anderer mitmarschieren.

Man könnte, angefangen bei der Korruption über die Lüge bis zu Betrug, eine lange Liste jener Dinge aufzählen, die heute für ‚relativ normal' gehalten werden, da sollte man sich nicht scheuen, als Pazifist für irre gehalten zu werden! ‚Normal' ist Egoismus!

‚Normal' sind Geschäftemacherei, Rücksichtslosigkeit und Selbstherrlichkeit! Deshalb gibt es kein größeres Kompliment, als in diesem Reigen für ‚irre' gehalten zu werden!

Wirft man Pazifisten politische Instinktlosigkeit vor, so antworte ich: Rüsten oder Nichtrüsten, Atombombenversuche oder keine, sind nicht mehr Fragen nationalpolitischen Prestiges, das sind die Existenzfragen der Menschheit.

Wo nach Mega-Toten gerechnet wird, werden Grenzen uninteressant.

Weltanschauungen, welche mit Waffen geschützt werden müssen, die nach ihrem Einsatz den Menschen ein Leben auf dieser Erde unmöglich machen, sollten endlich ihre Glaubwürdigkeit auf friedlichem Gebiete erringen.

Sind jene Menschen denn unrealistisch, die erkennen, daß man auf diesem Globus nicht mehr in nationalen Größen denken kann?

Man schickt Menschen in den Weltraum und benimmt sich außenpolitisch zuweilen so, als schriebe man das Jahr 1900.

Wenn man mir jedoch vorwirft, ich sei eine ‚armer Irrer', so beabsichtige ich nicht, den Spieß umzudrehen und zu behaupten, daß jene, die mich so titulieren, ‚irre' seien!

Ich sage nicht, daß es ‚Irre' sind, die uns zu dressieren versuchen! Ich bin nicht bereit, zu entschuldigen!

Die uns regieren, sind voll zurechnungsfähig!

Alle Waffen dieser Welt sind der Menschheit im Wege!

Wer behauptet, daß dies der Satz eines Phantasten sei, dem sage ich, daß dann ‚Humanismus' Irrsin wäre, daß dann ‚Christentum' dem Wahnsinn gleichzusetzen sei, und daß niemand einer ‚Freiheit' trauen kann, die Millionen ängstigt.

Solange die Kriegsgerät-Produktion in unserem Lande ein gutes Geschäft für einige darstellt, ist es Pflicht der anderen, hier mit sorgsam gepflegtem Mißtrauen jede Scharfmacherei zuerst als Profitsucht einzustufen.

Ich betrachte es nicht als irreale Schwärmerei, wenn wir uns als deutsche Menschen in geographisch besonders verzwickter Situation, verpflichtet fühlen zu verhindern, daß dieses Gebiet Brandherd eines neuen Krieges wird.

Ich fordere unverwässert, sachlich und klar: Entspannungszonen!

Wer diese Forderung für absurd hält, ist verdächtig, der Menschheit schaden zu wollen.

Das Warten darauf, daß sich die Konflikte eines Tages von selbst erledigen könnten, ist nicht nur utopisch, sondern unverantwortlich.

Die Zeiten – gute wie schlechte – werden von den Menschen gemacht. Es ist eine akute Notwendigkeit, daß wir alle, welche in unserem Lande die Weichen blockieren, als das erkennen, was sie sind, als Parasiten unseres Lebens! Meine Frage: Sind wir Träumer?

Wenn jene, welche die Zukunft auf die Basis ungeheurer Waffenarsenale stellen, glauben Wachende zu sein, so ist es heute eher als morgen notwendig unsere ‚Träume' zu realisieren.

Denen, die mir weismachen wollen, sie seien bereit, für die ‚Freiheit' zu sterben, entgegne ich: Ich bin bereit, für die Freiheit zu leben!

Christian Geißler

Der Mensch kann Besseres als Hiroshima

Liebe Freunde,

hier auf diesem Platz und zu gleicher Zeit auf vielen Plätzen in der Bundesrepublik stehen heute Leute, die wollen etwas bekanntmachen. Allein das ist eigenartig genug.

Hierzulande hat die Abhängigkeit der Leute von staatlichen Verordnungen mehr Tradition als die Selbständigkeit der Leute auf offenen Plätzen. Einer alten Tradition also zum Trotz stehen hier Leute, die wollen bekanntmachen, daß es hoch an der Zeit ist, insachen des Politischen endlich auf den Menschen zu setzen und auf nichts sonst.

Denn das ist der Kern der Sache:

Wer Politik machen will ohne Bombe, der will realistisch und mit Vergnügen setzen auf die vernünftigen Möglichkeiten des Menschen.

Mit solchen Möglichkeiten rechnen, setzt allerdings heutzutage einiges an Hoffnung voraus.

Damit bei dem Wort Hoffnung niemandem weich ums Herz wird, muß folgendes verstanden werden:

Leute, die auf ein Wunder hoffen, gehören nicht hierher.

Leute, die auf ein Wunder hoffen, gehören nicht in den Bereich politischer Arbeit.

Leute, die auf ein Wunder hoffen – das haben wir erlebt und das erleben wir heute wieder! –, hoffen gegebenenfalls auch auf Wunderwaffen. Sie haben einen verdorbenen Kopf.

Nein, – wer die Nüchternheit aufbringt, zu fordern:

Die mörderische Bombe muß weg!,

der muß auch den Mut aufbringen, zu fordern:

Der politische Mensch muß her!

Aber warum bedarf es eigentlich des Mutes, um hier bei uns nach dem politischen Menschen zu rufen? Weil Enttäuschungen auf uns warten, Freunde! Weil, wenn wir ihn rufen, wir den Menschen fast überall ertappen als einen politisch ängstlichen Menschen, als einen in allen öffentlichen Dingen stumpfen, ohnmächtig lachenden Rest Mensch!

Weil wir ihn ertappen als einen verdorbenen Mann, als ei-

nen, der keine Hoffnung mehr hat! Als einen Mann, der ganz offensichtlich die Kraft seiner Hände und den Witz seines Kopfes vergessen hat.

Weil, wenn wir ihn rufen, wir einen Menschen finden, der die öffentliche Macht, die er ja haben könnte, mit allen anderen Menschen zusammen, abgibt an alle möglichen realen und irrealen ‚Höheren Gewalten', sich selbst aber schulterzuckend verloren gibt. Was kann man schon machen? sagt er und sucht Sicherheit im Schatten der Bombe. Er hat vergessen, daß die Sicherheit des Menschen niemals von Bomben gemacht werden wird, sondern immer nur vom Menschen selbst. Aber daß er ein Mensch ist mit möglicher Macht, und daß – weil er ein Mensch ist – er sich diese Macht, um sicher zu leben, nehmen muß, mit anderen zusammen, - das hat er vergessen.

Ein verdorbener, erschöpfter Mann.

Jeder von uns kennt diesen hilflosen Typ.

Hört so einer von Abrüstung, dann hat er schon Angst: er kennt nur die Sicherheit hinter Kanonen.

Hört er von Neutralität, hat er schon Angst, er kennt nur die Sicherheit von Bombenpaketen.

Hört er von Verhandeln, hat er schon Angst, er kennt nur die Sicherheit von verschwiegener Gewalt.

Und hört so einer von Koexistenz, hat er vollends Angst: er kennt nur die Sicherheit hinter Mauern – ideologischen und realen!

Uberall hier im Lande Leute vorfinden mit dermaßen heruntergewirtschafteter Hoffnung, und trotzdem weitermachen in unserer Sache, – dazu, meine ich, braucht der Mensch Mut.

Aber, nicht wahr: So einen verdorbenen Menschen vorfinden, heißt doch: weiterfragen. Und eine resignierte und verohnmächtigte Gesellschaft vorfinden, deren Armut an politischer Lebendigkeit tagtäglich planmäßig abgedeckelt wird mit dem Reichtum kleiner privater Vergnügungen, – eine dermaßen entstellte Gesellschaft vorfinden, zwingt uns doch, weiterzufragen:

Wer und Was hat denn die Menschen dieser Gesellschaft derart verdorben, daß sie zwar allerhand Kückenfleisch, nicht aber Freude und Kühnheit und Stolz mehr im Bauch haben?

Hier nicht weiterfragen, ist Feigheit.

Hier aber weiterfragen, fordert unser aller Courage.

Denn: Machen wir uns nichts vor, machen wir uns die Sache nicht zu einfach: Nach den Bedingungen fragen, unter denen eine Gesellschaft so gründlich politisch verdirbt, daß sie die offene Kalkulation der Massenvernichtung regungslos duldet, das bedeutet, die Grundlagen infragestellen, auf denen eine so verdorbene Gesellschaft sich entwickelt hat.

Es gibt da gar keinen Pardon:

Gegen die Bombe sein, heißt für den Menschen sein.

Für den Menschen sein, heißt, mit aller politischen Konsequenz, die materiellen gesellschaftlichen Bedingungen angreifen, die den Menschen verdummen und ohnmächtig machen wie ein Stück Schlachtvieh.

Die Rede von der Hoffnung auf den Menschen, die Rede von der Hoffnung auf eine bessere Welt, bleibt sentimentales Geschwätz, wird zum Betrug, solange wir uns weigern, von den machbaren materiellen Bedingungen zu reden, auf denen solcherlei Hoffnung verwirklicht oder nicht verwirklicht werden kann.

Wer Besseres will, muß schon auch Falsches angreifen wollen!

Wer Besseres will, aber nicht den Angriff auf die Bedingungen des Falschen, der ist ein Schwätzer. Er gefährdet die Sache, um die es geht. Er bleibt köstlich ungefährlich für alle seine Feinde. Er ist ein nutzloser Narr!

Damit uns das nicht geschieht, damit wir gefährliche Gegner werden für unsere Feinde, Gegner, die kämpfen können aus Kenntnis und eben nicht nur aus Traurigkeit und aus Wut, – damit wir kämpfen können, müssen wir durchschauen lernen. Zum Beispiel durchschauen lernen, wie denn überhaupt so etwas Falsches wie die Politik mit der Bombe entsteht, und auf welchem Boden sie wachsen kann.

Wir müssen lernen, was den intelligenten Kopf eines Politikers so korrupt macht, daß er die Kosten für Massenvernichtung schließlich kalkuliert wie sonst irgendeinen Haushaltsposten.

Wir müssen durchschauen lernen, was den intelligenten Kopf eines jungen Offiziers so korrupt macht, daß er einem massenmörderischen Befehl gehorchen will.

Wir müssen durchschauen lernen, was den intelligenten Kopf eines Priesters so zuschanden macht, daß er künftigen Massenmord dem lieben Gott in die Schuhe zu schieben gedenkt.

Vor allem, Freunde, müssen wir durchschauen lernen, was ganz allgemein die Menschen in einer Gesellschaft – also uns alle! – so erschöpft und verohnmächtigt, daß wir immer wieder auf die öffentliche Macht, die wir ja haben könnten, verzichten.

Wir müssen durchschauen lernen.

Das heißt aber, wir müssen uns endlich weigern, zu lernen, der Mensch sei blöd und politisch machtlos von Natur. Denn das ist nicht richtig! Richtig ist, daß die politische Blödigkeit und die politische Ohnmacht des Menschen ganz bestimmte, nachweisbare, von Menschen gemachte gesellschaftliche Bedingungen hat. –

Diese Bedingungen kann man unangetastet lassen. Dann wird es weiter mit uns gehen wie bisher: sehr dumm, sehr eigennützig, sehr menschenverächtlich.

Man kann diese Bedingungen aber auch antasten.

Man kann sie wirksam angreifen lenen.

Man kann lernen, wie es vernünftig und vergnüglich vorwärts geht mit dem Menschen. Und das lernen ist jetzt dran!

Verzeihen Sie, diese Lern-Forderung mag diejenigen stören, der hierher auf den Römerberg gekommen ist in der Hoffnung auf einen Hymnus gegen die Bombe. Aber, ich denke, wir stehen hier nicht, um Hymnen zu singen. Wir stehen hier mit ganz bestimmten politischen Forderungen:

Weg mit der Bombe!

Abrüsten!

Verhandeln!

Das sind vernünftige Forderungen, und eine Politik, die diesen Forderungen zuwiderläuft, ist eine unvernünftige, also eine lebensgefährliche Politik.

Sich als Gesellschaft einer solchen Politik auszusetzen, den Widersinn hinnehmen ohne wirksamen Widerstand, das ist, ob das nun schmeckt oder nicht schmeckt, so gut ein Zeichen politischer Hilflosigkeit wie diese Politik selbst.

Man muß es schon deutlich sagen:

Die Politik mit der Bombe ist der Ausdruck einer grandiosen menschlichen und moralischen Verkommenheit. Aber: Eine Gesellschaft – wo immer sie sich gruppiert! –, die diese Politik widerstandslos hinnimmt, steht ihren Anführern an Verkommenheit in gar nichts nach!

Oder ist es etwa nicht ein Zeichen für die Verkommenheit unserer Gesellschaft, wenn uns Minister mithilfe von Postwurfsendungen Krieg, Katastrophe und Hunger an die Wand malen dürfen, und 99 Prozent der Gesellschaft reagieren auf so eine Drohung nachlässig und müde wie auf sonst irgendein Kaufhausangebot?!

Aber – diese allgemeine Resignation festzustellen ist nur das eine. Die Bedingungen wirksam angreifen, auf denen diese Resignation wächst, ist das andere.

An Ostern gegen die Bombe marschieren, das kann ein moralisches Zeichen sein. Eine politische Aktion ist es noch nicht. Freilich – damit wir uns nicht falsch verstehen: Gäbe es hier bei uns auch nur eine einzige gesellschaftliche Machtgruppe, sagen wir die SPD, sagen wir die Gewerkschaften, sagen wir die Kirche, die moralisch intakt genug wäre, mitzumarschieren, dann würde, allein von der Masse der Marschierenden her, der nur moralische Protest umschlagen in politische Aktion. Aber eine politische Machtgruppe mit intakter moralischer Kraft gibt es bei uns nicht, und das eben ist nicht erstaunlich, wenn wir die gesellschaftlichen Verhältnisse an-

sehen, in denen hier gelebt wird.

Wie dem auch sei – uns darf das nicht sauer machen. Vielmehr, damit unser Protest gegen die Bombe tatsächlich zu einem Angriff auf die Bombe wird, – und damit dann unser Angriff nicht stecken bleibt im Sand der frommen Lieder, sondern politische Aktion wird, müssen wir diesen Angriff überhaupt erst einmal verstehen und führen lernen als einen Angriff auf die Gesellschaft, in der man faul die Bombenpolitik akzeptiert hat.

So einen Angriff führen wollen, heißt, die Grundlagen angreifen, auf denen die gesellschaftliche Faulheit basiert.

Das mag eine unbequeme Konsequenz sein. Aber sie ist vonnutzen für die Sache, denn sie führt weg von der herzlichen Aktion hin zur politischen. Wer die nicht will, der soll redlicherweise abtreten und die politische Aktion weiterhin unseren Feinden überlassen.

Wir sollten das nicht tun. Denn wir wissen,
der Mensch kann Besseres als Hiroshima und Nagasaki.

Halten Sie diese harte Hoffnung fest, im Herzen und im Kopf! Nur, damit wir am Ende eben nicht idealistische Narren sind, mit denen die Mächtigen spielen können, müssen wir nüchtern auch das andere festhalten, lassen Sie es mich bitte wiederholen: Wer gegen die Bombe kämpfen will, der muß für den Menschen kämpfen wollen. Wer für den Menschen kämpfen will, der muß durchschauen lernen, welche ganz bestimmten, von Menschen gemachten, gesellschaftlichen Verhältnisse es sind, die den Menschen verderben bis hin zur Lust am Tod. Also seine Hoffnung verderben, seine Tatkraft, seinen Witz, seine vernünftige Macht.

Wer nun aber die verderblichen Bedingungen durchschaut hat, – und man kann sie durchschauen, lassen Sie sich nicht immer wieder billig abspeisen mit der Floskel, das alles sei so schrecklich kompliziert; der Mensch, der leben will, kann sogar Kompliziertes durchschauen! – wer durchschaut hat, also, der muß Methoden finden, und seien es die härtesten,

nach denen man die falschen Bedingungen umändern kann in richtige.

Bisher falsch gemachtes kann künftighin richtiger gemacht werden. Lassen Sie sich das von niemanden wieder ausreden - Und wenn auf der Kanzel und im Parteibüro, –
und wenn in den Schulen oder in den Kasernen, –
und wenn im Parlament oder abends in der Kneipe
einer auftritt und sagt: Der Mensch ist schwach und das ist nun mal so . . ., dann lacht ihn aus, strahlt ihn an, bringt ihm bei, was ihr wißt. Denn ihr wißt es besser, ihr habt Hoffnung, ihr wollt leben! Wäre es nicht so, dann stündet ihr nicht heute hier auf diesem Platz!

Übrigens: Wer das Reden von der Machbarkeit und also das Reden von der Veränderbarkeit der politischen Verhältnisse anmaßend findet und gefährlich – und wem von uns geht es nicht so von Zeit zu Zeit? – dem rate ich, von Zeit zu Zeit folgendes zu bedenken:

Solange wir unseren Feinden kein gefährlicher Gegner sind, sind wir uns selbst und unserer Sache der gefährlichste Feind!

Gerhard Zwerenz

Germania das große Kind

Am 9. November 1848, frühmorgens, wurde der Abgeordnete des Frankfurter Parlaments Robert Blum von kaiserlich österreichischen Soldaten in der Brigittenau bei Wien standrechtlich erschossen.

Blums Weg nach Wien hatte in der Frankfurter Paulskirche begonnen. Die dort versammelten Abgeordneten des ersten deutschen Parlaments hatten Blum mit einer Grußadresse nach Wien entsandt. Sein Schicksal nahm das Schicksal dieses Parlaments vorweg. Das Parlament wich den Soldaten. Es siegte die Legitimität der angestammten Herrscherhäuser, die Bahn war frei für Lösungen in Blut und Eisen.

Es gibt von Heinrich Heine das Gedicht „Im Oktober 1849". Heine schrieb es auf seinem langjährigen Krankenlager, in der Matratzengruft in der Rue Milan zu Paris; ich möchte drei Vierzeiler davon zitieren:

Gelegt hat sich der starke Wind,
Und wieder stille ist's daheime;
Germania das große Kind
Erfreut sich seiner Weihnachtsbäume.

Gemütlich ruhen Wald und Fluß,
Von sanftem Mondlicht übergossen;
Nur manchmal knallts – ist das ein Schuß?
Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.

Es knallt. Es ist ein Fest vielleicht,
Ein Feuerwerk zur Goethefeier!
Die Sontag, die dem Grab entsteigt,
Begrüßt Raketenlärm – die alte Leier.

Gemeint ist Henriette Sontag, „die göttliche Jette", eine gefeierte Sängerin, und der Raketenlärm bezieht sich noch nicht auf unsre heutigen Raketen – aber sonst ist es tatsächlich dieselbe alte Leier, der makabre Lärm makabrer Jahrmärkte,

derweil man den Bürger einschüchtert und den, der sich nicht mundtot machen lassen will, auf vielfältige Obrigkeitsweise zum Schweigen bringt.

Politisch Lied – ein garstig Lied: als ob es hier noch um Fragen der Politik ginge. Der Zweite Weltkrieg forderte fast 55 Millionen Opfer. Die Hälfte davon waren Zivilpersonen, an die 6 Millionen ermordeter Juden darunter. Wir wissen längst, daß solche Zahlen unfaßlich sind und zu jenen Größen gehören, die nicht mehr schrecken, weil sie unvorstellbar geworden sind. Aber wir bitten zu bedenken, daß somit im letzten Weltkrieg auf jeden gefallenen Soldaten schon ein massakrierter Zivilist kam, auf jeden toten Kämpfer ein toter Nichtkämpfer, und es waren Millionen Frauen und Kinder unter den Opfern.

Wir bitten zu bedenken: Wie gräßlich sähe diese Aufrechnung erst nach einem Atomkrieg aus, die Progression des Todes wird, falls von unserem Lande überhaupt etwas übrig bleibt, keine Familie unbetroffen lassen, und die Herren, die jetzt ihre Grundstücke aufreißen und eine stählerne betonierte Überlebenschance einbauen lassen, mögen sich bitte mal einen Abend lang vorstellen, auf welcher Erde sie dann wohnen werden, zwischen zu Asche geschrumpften Städten und der Apokalypse eines verbrannten Himmels, in welchem Gott zu wohnen sich weigern müßte.

Von Franz Kafka stammt das Wort, der Erste Weltkrieg sei aus einem Mangel an Fantasie gekommen. Hätte die Menschheit sich vorstellen können, wie ein solches Massensterben aussieht, sie wäre zurückgeschreckt vor dem Kriege. Das Wort Kafkas ist klug, wer will es bezweifeln. Aber als es zum Zweiten Weltkrieg kam, bedurfte es keiner Fantasie für die sinnliche Vorstellung der Schrecken, denn es gab den Anschauungsunterricht der vorausgegangenen Gemetzels.

Der ehemalige Bundeskanzler Dr. Adenauer äußerte einmal, die Mächte seien in den Ersten Weltkrieg aus nichts als Dummheit gekommen. Diese Analyse entbehrt ein wenig der

intellektuellen Spannung, und an Sprache steht sie, wie könnte es anders sein, hinter dem Kafka-Wort zurück. Doch ob mangelnde Fantasie oder einfach nur Dummheit, wir sind verpflichtet, das Verbrechen solcher Wahnsinnsausbrüche nicht ein drittes Mal zu dulden.

Alle Menschen haben das gleiche Recht auf Leben! Das bitten wir zu bedenken!

Jeder Mensch hat einen Anspruch darauf, eines natürlichen Todes zu sterben. Wir wenden uns gegen die Planung des Weltuntergangs! Wir verlangen eine Strategie des Friedens. Die Staatsmänner sind gewählt, den Krieg nicht zu provozieren, sondern abzuschaffen. Es erfüllt uns mit Beschämung, ansehen zu müssen, wie in unserem geteilten Lande alle verfügbaren Energien der gegenseitigen Vernichtung gewidmet sind.

Man entgegnet uns, wenn wir dies sagen, wir seien Kommunisten. Seltsamerweise behindern uns aber die Kommunisten, wenn wir auf einem ihrer öffentlichen Plätze protestieren wollen, mit eiserner Konsequenz.

Man sagt, wir wiederholten uns, von Friedensbeteuerungen käme der Weltfrieden nicht, und überhaupt fiele uns nichts Neues ein.

Nun, den Untergangsplanern fällt auch nicht gerade etwas Neues ein. Ihnen gegenüber sind wir geradezu avantgardistisch, denn den anderen den Schädel einzuschlagen, ist schließlich ein so antiquiertes Handwerk, daß man schon durch die bloße Verweigerung der Mittäterschaft modern ist; mindestens so modern wie Christus. Und moderner braucht man gar nicht zu sein.

Wir meinen, es ist eine ehrwürdige Erde, auf der wir leben, und keine Generation hat das Recht, sie zu vernichten. Wir meinen, das Leben des Menschen ist zu kostbar, als daß es der Verfügungsgewalt weniger überantwortet werden kann. Wer sich für den Selbstmord entscheidet, hat nur für sich als Person entschieden, nicht für andere und erst recht nicht für

alle. Das bitten wir zu bedenken.

Auch wer gegen Massenmord und geplante Weltvernichtung protestiert, weiß, daß mit bloßen Wünschen, guten Gedanken und idealistischen Friedensbeteuerungen nichts bewirkt ist. Und doch gehört der Protest, das deutliche Gefühl, nicht mitmachen zu können, erst einmal dazu, und wer wohl, wenn nicht unsere Freunde in Japan und wir in Deutschland, wüßte besser, wie grausam modern alte Wahrheiten werden können über Nacht, etwa: Wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen – oder: Wer zur Kanone wallfahrtet, trägt bald eine Kugel im Kreuz.

Wer vor dem drohenden Inferno warnt, warnt nicht aus Vaterlandshaß, sondern aus Liebe zu unser aller Vaterland, aus Liebe zu dieser Erde, die uns trägt und nährt, und die wir zu sehr verehren, als daß wir sie der Vernichtung preisgeben möchten.

Die Menschen der Vergangenheit – auch der jüngsten Vergangenheit – haben zu lange und zu viel Wert auf das gelegt, was sie voneinander trennt und unterscheidet. In den Massengräbern aller Länder sind sie vereinigt, ihre Gebeine bleichen gemeinsam.

Es ist sehr bedenklich, wenn heute schon Mut dazu gehört, diese Erkenntnis auszusprechen. Es kann uns da aber ermutigen, wenn das Oberhaupt der christlich-katholischen Kirche und das Oberhaupt der kommunistischen Länder miteinander zu reden beginnen. Wir bitten und fordern die Mächtigen dieser unserer gemeinsamen Erde, daß sie ihre unterschiedlichen Uniformen beiseitegeben und ihre Differenzen in Weltanschauung, Politik und Macht zurückstellen. Es gibt genug kriminelle Subjekte, die mit Bomben ihrem schmutzigen Handwerk nachgehen; bald werden sie, wo sie jetzt noch Dynamit nehmen, Atomsprengstoff nehmen können, weil die Vernichtung täglich billiger im Preis werden muß, wenn die Mächtigen der großen Länder nicht endlich gemeinsam beschließen, die Waffen so hoch zu hängen, daß niemand

mehr herankann. Die Mächtigen in Deutschland aber, in Ost und West, bitten wir inständig, daß sie sich nicht zu Testamentsvollstreckern Hitlers machen lassen, indem sie der drohenden Zerstörung nicht wahren, sondern sie kaltblütig in Rechnung stellen. Schon stehen sich zwei deutsche Armeen, bis an die Zähne bewaffnet, gegenüber. Schon wird der Pazifismus von den Zeitungen der DDR verspottet und verleumdet. Schon erklärt der Verteidigungsminister der Bundesrepublik, der Pazifismus sei eine Kriegsgefahr.

Mag sein, daß ein Schaf in einer Herde reißender Wölfe nicht leben kann. Aber wer sagt, daß die Menschen, auch wenn sie mächtig und groß sind, Wölfe sein müssen?

So bitten wir inständig alle Verantwortlichen in unserm geteilten Deutschland, sie möchten nie vergessen, daß wir gemeinsam eine Schuld zu tragen haben, denn der Zweite Weltkrieg ging von Deutschland aus. Welche Gründe für Verteidigung so auch ein jeder für sich geltend machen kann – gestern waren deutsche Raketenspezialisten für Rußland und Amerika tätig, heute sind sie es für Ägypten, morgen können sie schon in allen anderen Ländern ihren mörderischen Geist verkaufen – wir bitten die Mächtigen in ganz Deutschland, sie möchten dem Pazifismus, dem sie so mißtrauten, eine Heimstätte in ihren eigenen Gedanken geben; wenn sie alle gemeinsam überlegen, wie es weitergehen kann, werden sie am Ende auch zu jener einfachen Wahrheit zurückkehren, die da besagt, daß eine jede Waffe, die ich gegen den anderen richte, einen anderen zwingt, auch mehr Waffen auf mich zu richten.

Man darf also erkennen, daß es sich gar nicht um idealistische Träume handelt. Es ist weder Utopismus noch Schwärmertum verlangt – nur ein wenig helle Vernunft, der sich zu entziehen gerade in unserem geteilten Lande eigentlich niemand berechtigt sein kann – weil wir Deutschen etwas gutzumachen haben, an der Welt, an den anderen – und auch an uns.

III Materialien

Prof. Dr. Harrison Brown

Die Wirkung der Kernwaffen

Thermonukleare Waffen erreichen eine Explosionskraft von mehr als 20 Megatonnen, das entspricht 20 Millionen TNT (Tonnen Dynamit). Die größten Bomben können von B – 52 Bombern transportiert werden. Die Größe der Sprengköpfe, die von Raketen transportiert werden, ist zur Zeit noch kleiner: Minutemann- und Polaris-Raketen sind imstande, Sprengköpfe von einer Megatonne zu tragen. Die sowjetischen interkontinentalen Raketen und die amerikanischen Atlas- und Titan-Raketen können etwa fünf bis zehn Megatonnen transportieren.

Wenn ein Zehn-Megatonnen-Sprengkopf zur Explosion gebracht wird, wird etwa ein Drittel seiner Gesamtenergie in Form von Hitze und Licht frei. Das Bombenmaterial selbst und die es umgebende Luft werden extrem erhitzt, – der so entstehende Feuerball wächst rasch bis zu einem Durchmesser von rund fünfeinhalb Kilometern. Die Hitzestrahlung hält etwa 20 Sekunden lang an. Sie kann an einem klaren Tag bis zu 30 Kilometern vom Explosionsort entfernt, Verbrennungen dritten Grades, bis zu 37 Kilometern Verbrennungen zweiten Grades hervorrufen. Die Explosion von 10 Megatonnen in der Ionosphäre 45 Kilometer über der Erde könnte an einem klaren Tage alle brennbaren Dinge auf einer Fläche von über 13 000 km² in Brand setzen (Vergleichszahl: Land Schleswig-Holstein 15 600 km²). Die Explosion einer Zehn-Megatonnen-Bombe auf der Erdoberfläche würde einen Krater von 76 Meter Tiefe und 800 Meter Weite aufreißen. Die Zone der totalen Zerstörung hätte einen Durchmesser von etwa fünf Kilometern. Bis zu 14 Kilometern vom Explosionsort entfernt würde durch die Luftdruckwirkung sehr schwerer Schaden entstehen, mittlerer, aber auch noch schwererer Schaden bis zu einer Entfernung von 19 Kilometern, d. h. also in einem Gebiet von annähernd 1 200 km².

Es ist sehr wahrscheinlich, daß nach einer Explosion einer thermonuklearen Bombe über einer großen Stadt sich ein Feuersturm erhebt. Ein Feuersturm ist ein ungeheures Feuer,

bei dem kühlere Luft zum Mittelpunkt des brennenden Gebietes streicht, wodurch die Temperatur ständig erhöht wird. Die heiße Luft erreicht Orkangeschwindigkeit. Der Großbrand verbraucht den in der anströmenden Luft vorhandenen Sauerstoff, so daß Personen, die dem Verbrennungstod entgangen sind, ersticken oder an Kohlenmonoxydvergiftung sterben.

Bei der Explosion werden sofort nukleare Strahlen freigesetzt, und zwar in solcher Menge, daß sie bis zu einer Entfernung vor drei bis viereinhalb Kilometern tödlich sein können. Diese Strahlung in unmittelbarer Nähe des Explosionszentrums ist allerdings kein wichtiger Faktor; die Menschen in diesem Gebiet werden ohnedies durch Luftdruck oder thermische Wirkung getötet.

Gefährlich ist jedoch die Strahlung der radioaktiven Stoffe, die bei der Explosion entstehen und als „Fallout" über das Land zerstreut werden. Bei einer solchen Explosion bilden sich mehr als 200 verschiedene radioaktive Stoffe. Sie heften sich an die Bombentrümmer, die durch die Explosion in die Luft geschleudert werden, wodurch sich die bekannte, pilzförmige Wolke bildet. Die schwersten Trümmerpartikel fallen innerhalb der ersten Stunde auf die Erde, die leichteren Partikel schweben abwärts und lagern sich – je nach den Windbedingungen – auf einem 24 bis 48 Kilometer breiten, 160 bis 800 Kilometer langen Gebiet ab. Etwa 80 Prozent des Fallout einer in geringer Höhe explodierten thermonuklearen Bombe wird auf diese Weise lokal gelagert. Der Rest gerät in die Stratosphäre und wird über den ganzen Erdball verteilt, ungefähr die Hälfte dieser, die Erde umkreisenden Spaltteilchen, fällt innerhalb eines Jahres zu Boden.

Der lokale Fallout einer Zehn-Megatonnen-Bombe kann bei gleichmäßiger Ausbreitung ein tödliches Maß von Radioaktivität auf ungefähr 13 000 km² Land verbreiten. Im Fall eines thermonuklearen Großkrieges wird es – bei Fehlen jeglichen Strahlenschutzes – weitaus mehr Tote durch Strahlung als durch Hitze und Luftdruck geben.

Um die Wirkung einer thermonuklearen Explosion über einem großen Stadtgebiet zu erfassen, wollen wir uns vorstellen, daß über den Wohnvierteln einer Millionenstadt eine Zehn-Megatonnen-Bombe explodiert. Das geschieht plötzlich während der Arbeitsstunden eines Wochentages. Die Luftdruckwelle rottet mit einem Schlag alle Lebewesen in einem Umkreis von 16 Kilometern Durchmesser aus, bis auf einige, die sich vielleicht in den tiefsten Luftschutzräumen befinden. In einem Kreis von über 30 Kilometern Durchmesser gibt es schwere Verluste allein durch den Luftdruck. Was noch lebt, wird durch Feuer vernichtet, denn das ganze Gebiet wird mit einem Mal in ein einziges, großes Flammenmeer verwandelt, das erst dann erlischt, wenn nichts Brennbares mehr vorhanden ist. Hunderttausend Autos und Lastkraftwagen in den Straßen werden in die Höhe geschleudert und speien brennendes Benzin, Öl und Autoteile über die Stadt, während die Möglichkeit, sich viele Wochen in einem sicheren Luftschutzkeller völlig unabhängig von der Außenwelt zu erhalten, ist die Aussicht, sich zu retten, gering. Wenn die ersten Schrecken des Feuersturms vorbei sind, ist das größte Problem, aus dem verseuchten Gebiet zu fliehen. Dutzende von Kilometern müßten die Überlebenden durch knöchel- bis knietiefe Asche waten, in der zahlreiche Fallen lauern. Große, rauchende Haufen radioaktiven Schutts, verkohltes Holz, Draht, Gemäuer, Stahlbarrikaden sind zu überklettern. Falls es den Überlebenden wirklich gelingt, an den Rand des verwüsteten Gebietes zu gelangen, tragen sie aller Wahrscheinlichkeit nach bereits eine tödliche Strahlendosis in sich, die bald der letzten ihnen gebliebenen Lebenskraft ein Ende machen wird.

Wenn Feuerstürme wirklich die Regel und nicht die Ausnahme sind, was in Anbetracht der in allen Städten vorhandenen enormen Mengen von brennbarem Material wahrscheinlich scheint, dann müssen wir erwarten, daß die Zahl der Überlebenden in dem unmittelbar betroffenen, riesigen Gebiet

gering sein wird. Vorbereitung für den Schutz der Zivilbevölkerung in den großen Städten kann unter den gegebenen Umständen nur dann Sinn haben, wenn wir gewillt sind, die Städte umzubauen, und tiefe, ausgedehnte, wohlversorgte und abgeschirmte unterirdische Unterkünfte zur Verfügung alle unterirdischen Öl- und Benzintanks bersten, Rohre und Kanalisationen sich biegen und platzen und die Temperatur immer rasender ansteigt.

Man weiß verhältnismäßig wenig über große Brände. Feuerstürme entstanden einige Male nach dem Abwurf von Brandbomben auf deutsche Städte, einmal nach einer Bombardierung von Tokio. Der Atombombenexplosion über Hiroshima folgte ein Feuersturm, anders als in Nagasaki. Man kann aber mit einiger Sicherheit annehmen, daß innerhalb von Minuten ein Gebiet von 80 Kilometern Durchmesser und ein unbekannt tiefer Raum darüber hinaus von einem alles erstickenden, lange Zeit brennenden Feuersturm verschlungen wird. Dabei ist es unwahrscheinlich, daß es in den folgenden Wochen oder sogar Monaten merkliche Regenfälle gibt. So wird sich der Brandherd, von der Natur nicht mehr gehemmt, vom Menschen nicht kontrolliert, nach allen Richtungen hin ausbreiten.

Es erscheint auch klar, daß bei einem solchen Angriff niemand die Hitze und die Luftdruckwelle überlebt, mit Ausnahme weniger Menschen, die Zeit und Möglichkeit gehabt hatten, sich auf die Katastrophe vorzubereiten. Wirksame Luftschutzkeller müßten sehr tief angelegt und kompliziert ausgerüstet sein: eingebauter Sauerstoffvorrat und ein Kühlungssystem sind notwendige Voraussetzungen, denn ohne zu halten. Eine andere Möglichkeit des Zivilschutzes wäre eine rasche Massenevakuierung auf das Land, wo die Luftschutzkeller nur vor dem Fallout schützen müßten. Aber die Zeit für eine solche Evakuierung nach Meldung eines bevorstehenden Raketenangriffs wäre so kurz, daß das Transportproblem fast unlösbar erscheint. Es scheinen sich tiefe, unterirdische Unterstände anzubieten, deren Planung aber auch wegen der großen technischen Schwierigkeiten beiseitegelassen wurde.

Aber nicht nur der Angriff auf eine Stadt ist denkbar, es ist sogar wahrscheinlich, daß ein Atomangriff umfassend erfolgt. Es ist nicht möglich, genau vorauszusagen, welche physischen und biologischen Auswirkungen ein Atomangriff auf ein dichtbesiedeltes, hochindustrialisiertes Land haben würde. Von einem Gesichtspunkt aus betrachtet, kann er zur vollständigen Vernichtung eines Volkes und seiner Städte führen. Von einem anderen Blickpunkt aus kann man annehmen, daß verhältnismäßig wenig Schaden geschehen würde. Zwischen beiden Extremen sind alle Meinungen möglich, da die Folgen von so vielen Faktoren abhängen, z. B. von dem Zeitpunkt, zu welchem der Angriff geschieht, von dem Stand der Waffentechnik und den dann entwickelten Möglichkeiten der Abwehr und des Zivilschutzes.

1959 versuchte ein Komitee des amerikanischen Kongresses, sich ein Bild von den Auswirkungen eines 1500-Megatonnen-Angriffes auf ein dichtbesiedeltes, hochindustrialisiertes Land vom Ausmaß der Vereinigten Staaten zu machen. Das Komitee koordinierte die Angaben von Experten über die wahrscheinlichen Auswirkungen eines gleichzeitigen Angriffs über 224 Zentren des Landes, von denen etwa die Hälfte ausgesprochen militärischen Charakter haben sollten. Die vorgelegten Daten weisen darauf hin, daß, wenn der Angriff damals erfolgt wäre, mit 25 Millionen Toten am ersten Tag und 25 Millionen tödlich verletzten Personen gerechnet werden mußte. Weitere 20 Millionen Menschen wären schwer, aber nicht tödlich verletzt. 75 Prozent der Todesfälle wären von den unmittelbaren Auswirkungen der Explosionen, die restlichen 25 Prozent vom Fallout verursacht worden. Mehr als die Hälfte der verletzten Überlebenden hätten Strahlungsschäden erlitten.

Es soll aber betont werden, daß diese Angaben das Mini-

mum darstellten, weil sie nur die wahrscheinlichen Verluste durch Hitze, Luftdruck und Strahlung angeben. Nicht genannt sind die mutmaßlichen Opfer, die Desorganisation der Gesellschaft, die Unterbrechung der Versorgung, Großfeuer, Vernichtung der Viehbestände, Ausbreitung von Seuchen, genetische Schäden und Aufnahme radioaktiver Stoffe zu einem späteren Zeitpunkt fordern werden.

Bei einem Angriff wie dem hier angenommenen werden 12 Millionen Wohnungen durch den Luftdruck so stark beschädigt, daß man sie nicht mehr aufbauen kann. Weitere neun Millionen Wohnungen werden stark beschädigt, sind jedoch zu reparieren. Etwa die Hälfte aller Behausungen in einem Land wie den Vereinigten Staaten wären also zerstört, schwer beschädigt, oder so vom Fallout verseucht, daß sie zumindest in den Monaten nach dem Bombardement nicht benutzbar sein würden. Aber auch diese Schätzungen beziffern nicht den Schaden, der etwa durch später um sich greifendes Feuer entstehen würde. Dabei dürfte der sekundäre Feuerschaden die Auswirkungen des Luftdrucks noch übersteigen.

Wir müssen also bei einem solchen Angriff den Tod oder die Verwundung von mindestens einem Drittel der Bevölkerung erwarten. Es wurde zwar darauf hingewiesen, daß bei einem entsprechenden Luftschutz die Zahl der Opfer vielleicht sehr viel niedriger gehalten werden kann, aber andererseits stehen einem Gegner, der ein Land wie die Vereinigten Staaten zerstören will, das Vielfache von 1500 Megatonnen zur Verfügung. Man kann dann freilich fragen, ob die Vernichtung eines so großen Landes noch einen nützlichen Zweck für irgendeinen Feind hätte.

Es besteht auch die Möglichkeit, ein Land durch eine Kette von Explosionen von Zehn-Megatonnen-Bomben in gleichmäßigen Abständen und in einer Höhe von ungefähr 45 Kilometern vollständig zu verbrennen. Für die Vereinigten Staaten wären 600 Zehn-Mega-Tonnen von vernichtender

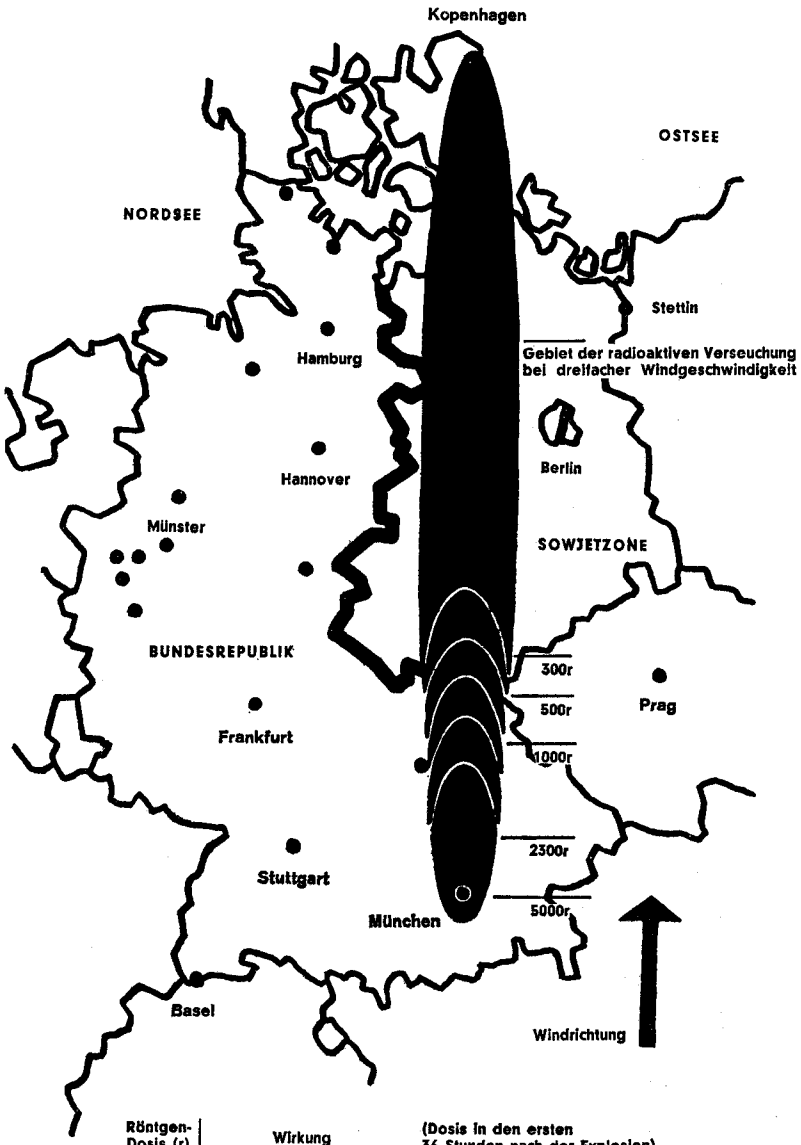
Wirkung, 20 000 Mega-Tonnen würden die Nation austilgen. An einem klaren Tag würden die Wälder, Wiesen, Getreidefelder, alles Brennbare in den Gebäuden der Städte und Dörfer Feuer fangen und verkohlen. Alle Lebewesen im Freien, mit Ausnahme der im Wasser wohnenden, würden umkommen, ein Großteil der Menschen, die von der ersten Hitzewelle geschützt waren, würde in der folgenden Hitzekatastrophe und durch den Mangel an Nahrung und ärztliche Hilfe umkommen. Eine noch gesteigerte Explosionswelle könnte so viel Fallout produzieren, daß praktisch alle, die Hitze und Luftdruck überlebt haben, innerhalb von 60 Tagen an den Strahlungsschäden sterben.

Es ist demnach wahrscheinlich, daß eine große Nation wie die amerikanische so vernichtet werden könnte, daß sie sich nie mehr vom Angriff erholte. Es ist unbekannt, welchen maximalen Schaden ein zivilisiertes Land ertragen kann, der es den Überlebenden doch noch ermöglicht, die Wirtschaft wieder aufzubauen. Aber man kann sich, unter Einbeziehung aller direkten und indirekten Wirkungen einen Angriff mit heute verfügbaren Waffen vorstellen, der praktisch das Ende eines Volkes, seiner Städte, Dörfer, Wälder und Äcker zur Folge hätte.

Angesichts dieser Entwicklungen tauchen neue Gedanken und Notwendigkeiten auf. Die Menschen haben seit unzähligen Jahrtausenden kriegerische Taten unternommen und Krieg geführt. Wir nähern uns der Zeit, wo sich der Krieg überlebt hat, weil Krieg und Kriegsdrohung keine nützliche Erweiterung der Diplomatie mehr sind. Daß diese Zeit kommen wird, ist keine Frage. Das Wettrüsten führt unaufhaltsam dahin, daß sich die Gegner gegenüberstehen, im Besitz von Waffen von so fürchterlicher Vernichtungskraft, daß sie einfach nicht mehr benützt werden könnten. Und mit ihrer Anwendung zu drohen, wird für beide Teile gleich verhängnisvoll sein.

Der Mensch wird es auf sich nehmen müssen, den Krieg aus seiner Kultur zu verbannen.

Beispiel einer radioaktiven Verseuchung beim Abwurf einer "Schmutzigen" H-Bombe auf München bei durchschnittlicher Windgeschwindigkeit



Röntgen-Dosis (r)	Wirkung
100	Übelkeit und Symptome der Strahlenkrankheit
300	15 % Todesfälle
400	50 % Todesfälle
600	90 % Todesfälle
über 600	tödlich

(Dosis in den ersten 36 Stunden nach der Explosion)

IIII Nachwort

Robert Jungk

Die Lage in Europa heute

Vor einigen Wochen hat der amerikanische Publizist Tom Stonier unter dem Titel „Nuclear Disaster" das umfassende, erschreckende Tatsachenmaterial gesammelt, das sich mit den Folgen eines Atomkrieges für die Vereinigten Staaten und ihre Bevölkerung beschäftigt. Er konnte sich beim Entwerfen dieser nüchternen Apokalypse fast ausschließlich auf amerikanisches Quellenmaterial stützen. Das ist kein Zufall. Denn während offizielle und halboffizielle Stellen in den USA die Veröffentlichung ausführlicher Studien wissenschaftlicher Experten zu diesem Problem geduldet haben, bewahren Europas Regierungen Schweigen über unsere mögliche furchtbare Zukunft.

Woran liegt das? Sicher nur zum Teil an der Vorliebe europäischer Politiker für Geheimniskrämerei. Es ist vor allem ein anderer Grund für diese große und undemokratische ‚Diskretion' vorhanden: die Erkenntnis, daß selbst eine vorsichtige Schätzung der möglichen Auswirkungen eines Atomkrieges auf dem europäischen Kontinent und den britischen Inseln bei der Bevölkerung einen an Panik grenzenden Schock auslösen müßte. Denn hier könnte nicht mehr, wie bei den amerikanischen Schätzungen von zwar schweren, doch nicht unbedingt fatalen Schäden gesprochen werden, sondern man müßte eingestehen, daß ein atomarer Krieg auf Europas Boden wahrscheinlich das Ende dieses dichtbesiedelten, hochindustrialisierten Erdteils bedeuten würde. Der Zerstörung würden wohl nur einige Randzonen im Südwesten und im höchsten Norden entgehen können, denn die Zahl der leicht verletzlichen Industrieregionen ist in West- und Mitteleuropa, aber auch in Norditalien, Polen und der Tschechoslowakei besonders hoch.

Es gibt nur noch wenige Gegenden in diesem Erdteil, die nicht vom dichten Geflecht der technischen Zivilisation überzogen wären. In einem atomaren Krieg aber gewännen diese dürren, schwer zugänglichen und daher vom Menschen bisher gemiedenen Gelände hohen Wert, denn sie sind die mög-

lichen Auffangreservoire für die Millionenflut der Flüchtlinge.

Ödlandschaften werden aber nicht nur von den Luftschutzbehörden beansprucht, sondern auch von den militärischen Planstellen, die hier ihre Raketenbasen, ihre elektronischen Warnstellen, ihre Nachschublager und unterirdischen Befehlsstellen einrichten wollen.

Sobald aber eine Gegend – wie z. B. das im Hinterland des Rhein-Ruhrgebietes liegende Eifelgebirge – zum militärischen Stützpunkt wird, scheidet es als möglicher Zufluchtsplatz für die Bevölkerung aus. Es wird nun zum ersten Zielgebiet feindlicher Raketen.

Fände heute eine offene Debatte zwischen den allzu kleinlauten Abgeordneten der Volksvertretungen in Europa einerseits und den Militärbehörden andererseits statt, so würde sich zeigen, daß die Rücksichtnahme der strategischen Planer auf die gefährdete Zivilbevölkerung diesseits des Atlantiks außerordentlich gering ist, – viel geringer als selbst in den USA.

Kann man in den USA noch mit hunderten von Kilometern Entfernung zwischen Raketenbasen und großen Städten rechnen, – angesichts der Streuweite des radioaktiven „fallouts" ist auch dieser Abstand nicht ausreichend! – so betragen die Entfernungen zwischen den getarnten Batterien der NATO in Europa und den Bevölkerungszentren selten mehr als dreißig bis hundert Kilometer, denn in Europa gibt es weder die dünnbesiedelten Weiten von Wyoming, noch die menschenfernen Wüsten von Utah oder die unbegangenen Geröllhalden von Colorado.

Die Hoffnung mancher Luftschutzplaner, das Problem des Bevölkerungsschutzes bei der europäischen Enge und Raumknappheit durch Tiefbauten zu lösen, gehört bereits der Vergangenheit an. In der Bundesrepublik sprach man vor einiger Zeit von der Konstruktion sogenannter „Mehrzweck-Tiefbauten". Es sollten in allen Städten riesige, unterirdische Parkplätze gebaut werden, die im Kriegsfall als Luftschutzkeller zu verwenden sein würden. Heute ist es ruhig um diese Projekte geworden, denn in einem Memorandum führender deutscher Wissenschaftler wurde festgestellt, daß bei einem Angriff die Evakuierung der unterirdisch geparkten Wagen viel zu lange dauerte, sodaß mit solchen Bauten lediglich zusätzliche Panikherde geschaffen würden.

Keine Hoffnung für die Bevölkerung brachten die Vorverhandlungen zwischen NATO-Staaten und neutralen Ländern, bei denen über die mögliche Aufnahme von Flüchtlingen der kriegsbetroffenen Nationen gesprochen wurde. Man kam nie über die erste Kontaktnahme hinaus, weil die Neutralen aus völkerrechtlichen Motiven und aus Selbsterhaltungstrieb sich weigerten, über solche Möglichkeiten auch nur eine detaillierte Besprechung anzusetzen. Nicht einmal den militärisch verbündeten Nationen Europas ist es gelungen, Abkommen über die Aufnahme und Behandlung von Atomflüchtlingen zu schließen. So tritt bei der Frage des Bevölkerungsschutzes in Europa neben das Problem der geographischen Enge auch noch das des nationalen Egoismus.

Europa ist aus geographischen und politischen Gründen noch weit weniger als die beiden weiträumigen Atomgroßmächte USA und UdSSR einem atomaren Krieg gewachsen. Es ist mehr als bedauerlich, es ist lebensgefährlich, daß weder Behörden noch offizielle wissenschaftliche Institutionen es bisher für nötig gehalten haben, eine objektive, wohlbegründete und ausführliche Analyse der möglichen Konsequenzen eines Atomkrieges auf europäischem Boden zu veröffentlichen. So ist diesem Buch auch keine europäische, sondern eine amerikanische Darstellung der „Wirkung der Kernwaffen" beigegeben, die Untersuchung des Foreign Secretary der Amerikanischen Akademie der Wissenschaften, Prof. Dr. Harrison Brown, Washington.

Nicht nur über die Zukunft, auch über die Gegenwart kann nicht länger geschwiegen werden, denn unsere heutige Zivi-

lisation erleidet zum Teil katastrophale Schäden durch die bloße Vorbereitung des Atomkrieges.

Die Milliardensummen, die heute für die Rüstung zu einem ‚unmöglichen Krieg' ausgegeben werden, müssen nämlich von anderen, immer dringlicher werdenden lebensnotwendigen Aufgaben abgezogen werden.

Die Sanierung der überalterten und den modernen Anforderungen nicht mehr gewachsenen Städte,

die Beseitigung von Abfallprodukten der ständig wachsenden Industrien, die unsere Luft verschmutzen und die Gewässer verseuchen,

die Erweiterung und Verbesserung der gesundheitlichen Fürsorge,

die im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution notwendig gewordene Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus –

all das sind Aufgaben, die zwar jeder Regierung heute deutlich geworden sind, die sie aber aus Geldmangel nur mit halber Kraft lösen kann. Es ist symptomatisch, daß die französische Regierung kürzlich ihre Projekte zur längst notwendigen Erneuerung und Erweiterung des Erziehungswesens dem Aufbau einer atomaren „force de frappe" opfern mußte!

Zu diesen heute schon sichtbaren Schäden materieller Natur treten aber noch solche geistiger und seelischer Art, die ebenfalls der wissenschaftlichen Analyse harren, wie z. B. die atomare Geheimhaltung, welche die Prinzipien der Demokratie zerfrißt und die Verdunklung aller Zukunftshoffnungen, die besonders schwer auf der jungen Generation lastet.

Obwohl die atomaren Waffen noch nicht wieder explodiert sind, haben sie bereits durch die Vereitelung wichtiger sozialer Aufgaben und der psychologischen Belastungen der menschlichen Gesellschaft schwere Schäden zugefügt, Schädden, die mit jedem Jahr gravierender und schließlich unheilbar werden.

Dieses Buch, in dem zahlreiche bedeutende Schriftsteller ihre

Stimme erheben, kann vielleicht mit dazu beitragen, daß diesen Problemen endlich die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Vielleicht fühlen sich auch Universitäten und Regierungen endlich verpflichtet, die täglich fühlbarer werdenden Konsequenzen der atomaren Rüstung genau zu untersuchen und darzustellen, damit die Völker nicht blind einem furchtbaren Schicksal entgegengehen, sondern rechtzeitig lernen, das Richtige zu erkennen und danach zu handeln.

Wien, im März 1964 Robert Jungk

Autorenverzeichnis

Herausgeber und studio danken allen nachfolgend aufgeführten Autoren und Verlagen für die freundliche Erlaubnis zum Abdruck.
Beiträge ohne Quellenangabe wurden für diese Anthologie geschrieben oder erscheinen hier zum ersten Mal in Buchform.

51 **Karl Albrecht**
geb. 1905 in Lübeck. 1933 bis 1945 Berufsverbot als Journalist. Lebt als Beamter in Lübeck.

15 **Günther Anders**
geb. 1902 in Breslau. 1933 bis 1950 in der Emigration. Gehört zu den Initiatoren der internationalen Bewegung gegen den Atomkrieg. Lebt in Wien als philosophischer Schriftsteller.

118 **Stefan Andres**
geb. 1906 in Dhrönchen bei Trier. Gehört zum Kuratorium der deutschen Ostermarsch-Bewegung. Lebt als freier Schriftsteller in Rom. „Der Glaube der Machtlosigkeit", Rede, gehalten am 18. Januar 1959 in der Paulskirche, Frankfurt am Main.

29 **Erich Arendt**
geb. 1903 in Neuruppin. 1933 Emigration nach Frankreich, Spanien, Kolumbien. Lebt als freier Schriftsteller in Berlin. Veröffentlichung: Flugoden, 1959, Insel-Verlag, Leipzig.

42 **Hans Baumann**
geb. 1914 in Amberg. Lebt als freier Schriftsteller in Murnau. Veröffentlichung: Boote für Morgen, 1963, Diederichs-Verlag, Düsseldorf.

43 **Horst Bingel**
geb. 1933 in Korbach. Lebt als freier Schriftsteller in Frankfurt am Main.

120 **Heinrich Böll**
geb. 1917 in Köln. Lebt als freier Schriftsteller in Köln. Der Aufsatz, 1954 erschienen, wurde für die Anthologie umgearbeitet.

134 **Bert Brecht**
geb. 1898 in Augsburg, gest. 1956 in Berlin. „An die Völker", Botschaft an den Völkerkongreß für den Frieden in Wien, 1952.

109 **Max Brod**
geb. 1884 in Prag. Lebt als freier Schriftsteller in Tel Aviv.

55 **Hans Magnus Enzensberger**
geb. 1929 in Kaufbeuren. Lebt als freier Schriftsteller in Tjöme, Norwegen.

88 **Erich Fried**
geb. 1921 in Wien. Emigrierte, als sein Vater verhaftet wurde, nach London. Lebt dort als freier Schriftsteller. Veröffentlichung: Gedichte, 1958, Claassen-Verlag, Hamburg.

159 **Christian Geißler**
geb. 1928 in Hamburg. Mitglied des Kuratoriums der deutschen Ostermarsch-Bewegung. Lebt als freier Schriftsteller in Seefeld, Obb. Die Rede wurde gehalten Ostern 1962 in Frankfurt am Main.

64 **Oskar Maria Graf**
geb. 1894 in Berg am Starnberger See. Emigrierte 1933, lebt in New York und Berlin. Veröffentlichung: Die Erben des Untergangs, 1959.

61 **Martin Gregor-Dellin**
geb. 1926 in Naumburg, Saale. 1958 Flucht nach Westdeutschland. Lebt als Lektor in München.

138 **Hans-Jürgen Heise**
geb. 1930 in Bublitz. Lebt als Literaturkritiker in Kiel.

44 **Stephan Hermlin**
geb. 1915 in Chemnitz. Emigrierte 1936. Lebt als freier Schriftsteller in Berlin.

89 **Peter Huchel**
geb. 1903 in Lichterfelde. Lebt als freier Schriftsteller in Potsdam. Veröffentlichung: Chausseen Chausseen, 1963 S. Fischer-Verlag, Frankfurt am Main.

131 **Hans Henny Jahnn**
geb. 1894 in Hamburg, gest. 1959 dort. Gehörte zu den Wortführern der internationalen Bewegung gegen den Atomkrieg.

33 **Karl-Heinz Jakobs**
geb. 1929 in Kiauken, Ostpreußen. Lebt als freier Schriftsteller in Berlin. Veröffentlichung: Guten Morgen, Vaterlandsverräter, 1959, Mitteldeutscher Verlag, Halle.

93 **Walter Jens**
geb. 1923 in Hamburg. Lebt als Ordinarius für klassische Philologie in Tübingen. Veröffentlichung: Das Testament des Odysseus, 1957, Neske-Verlag, Pfullingen.

67 Marie-Luise Kaschnitz
geb. 1901 in Karlsruhe. Lebt als freie Schriftstellerin in Frankfurt am Main.

115 Gertrud von le Fort
geb. 1876 in Minden. Lebt als freie Schriftstellerin in Oberstdorf, Allgäu. „Der Christ im Atomzeitalter", Rede, gehalten auf einer Kundgebung des „Komitee gegen Atomrüstung" am 12. Juni 1958 in München.

110 Ludwig Marcuse
geb. 1894 in Berlin. Emigration 1933 nach Amerika. Lebt als freier Schriftsteller in Bad Wiessee.

52 Günter Maschke
geb. 1943 in Trier. Lebt in Trier. Veröffentlichung: Sorgen um Kasper, 1965, studio neue literatur, Stuttgart-Cannstatt

34 Georg Maurer
geb. 1907 in Sächsisch-Regen, Siegenbürgen. Lebt als Dozent in Leipzig. Veröffentlichung: Poetische Reise, 1959, Verlag der Nation, Berlin.

87 Dagmar Nick
geb. 1926 in Breslau. Lebt als freie Schriftstellerin in Nahariya, Israel. Veröffentlichung: In den Ellipsen des Mondes, 1959, Verlag Ellermann, München.

53 Gerhard Prager
geb. 1920 in Planitz bei Zwickau. Lebt in Gerlingen.

154 Rudolf Rolfs
geb. 1920 in Stettin. Lebt in Frankfurt am Main als Leiter der „Schmiere. Das schlechteste Theater der Welt". Die Rede wurde gehalten auf der Abschlußkundgebung des Ostermarsches 1962 in Düsseldorf.

86 Nelly Sachs
geb. 1891 in Berlin. Emigrierte 1939 nach Schweden, lebt in Stockholm. Veröffentlichung: Ausgewählte Gedichte, 1963, edition suhrkamp 18, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main.

145 Paul Schallück
geb. 1922 in Warendorf. Lebt als freier Schriftsteller in Köln. Die Rede wurde gehalten am 18. April 1958 in der Westfalenhalle in Dortmund und mehrmals.

135 Wilfrid Schilling
geb. 1919 in Stuttgart. Lebt als freier Schriftsteller in Gonte di Oggebbio, Italien.

108 Hansjörg Schmitthenner
geb. 1908 in Colmar. Lebt als Rundfunkdramaturg in München.

32 Albert Arnold Scholl
geb. 1926 in Wetter, Ruhr. Lebt als freier Schriftsteller in Erlangen.

39 Anna Seghers
geb. 1900 in Mainz. 1933 bis 1947 in der Emigration, meist in Mexiko. Lebt als freie Schriftstellerin in Berlin. Die Erzählung „Der japanische Fischer", 1954 geschrieben, wurde für die Anthologie bearbeitet.

85 Kurt Sigel
geb. 1931 in Frankfurt am Main. Lebt dort als Grafiker und freier Schriftsteller

78 Günther Weisenborn
geb. 1902 in Velbert. Lebt als freier Schriftsteller in Hamburg.

122 **Leo Weismantel**
geb. 1888 in Obersinn. Lebt als freier Schriftsteller in Jugenheim.

45 **Wolfgang Weyrauch**
geb. 1907 in Königsberg in Ostpreußen. Lebt als freier Schriftsteller in Gauting bei München.

103 **Gabriele Wohmann**
geb. 1932 in Darmstadt. Lebt dort als freie Schriftstellerin.

166 **Gerhard Zwerenz**
geb. 1925 in Gablenz. 1957 Flucht nach Westdeutschland. Lebt als freier Schriftsteller in Köln. Die Rede wurde gehalten in der Paulskirche, Frankfurt am Main.

140 **Arnold Zweig**
geb. 1887 in Groß-Glogau. 1933 bis 1948 Emigration in Palästina. Lebt als freier Schriftsteller in Berlin. Der Aufruf wurde geschrieben am 23. Juni 1958.

175 Der Beitrag von Prof. Dr. Harrison Brown wurde mit freundlicher Genehmigung des Autors seinem Buch „Community of Fear" entnommen.

Gudrun Ensslin / Bernward Vesper (Hrsg.)

Gegen den Tod

ed.co. edition cordeliers

Editoriale Vorbemerkung

Da taucht ein Bändchen auf, verlegt 1964 im„studio neue literatur": Gegen den Tod. Lyrik und Prosa, Stimmen gegen einen drohenden Atomkrieg.
Das Buch kann nirgends mehr gekauft werden. Es ist in nahezu keiner Bibliothek erhältlich.
Ein Nachdruck ist angebracht.

Zu den Gründern und Initiatoren des studio neue literatur gehörte Gudrun Ensslin. Vielleicht, daß dieser Name manchen Verlag hinderte, sich um einen Nachdruck zu bemühen. Das aber würde zugleich bedeuten, aus dem Bild Gudrun Ensslins bestimmte Konturen wegzuretuschieren. Der Nachdruck war also angebracht.

Wir haben das gesamte Bändchen im Reprint übernommen, obwohl besonders bei den Angaben zu den Autoren (siehe Autorenverzeichnis am Schluß) Korrekturen notwendig gewesen wären.

edition cordeliers
Stuttgart, Dezember 1981

Gegen den Tod

Stimmen deutscher Schriftsteller gegen die Atombombe

ed.co. edition cordeliers

(c) ed.co edition cordeliers
Verlags- und Vertriebs-GmbH, Mozartstraße 17
D 7000 Stuttgart 1

reprint
studio bibliothek 1,
herausgegeben von Gudrun Ensslin und Bernward Vesper
Stuttgart 1964

Stuttgart 1981/82
Printed in Westgermany
Umschlag: Entwurf und Repro: Trojanisches Pferd

ISBN 3-922836-09-7